



# Leseprobe

Noah Gordon  
**Der Schamane**  
Roman

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



---

Seiten: 720

Erscheinungstermin: 13. Oktober 2014

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

#### ZUM BUCH

Rob J. Cole, ein Nachfahre des berühmten Medicus, muss aus politischen Gründen seine Heimat Schottland verlassen und versucht, sich in der Neuen Welt eine Existenz aufzubauen. Um sich der Familientradition gemäß als Schafzüchter und Landarzt niederzulassen, kauft er zusammen mit jüdischen Freunden im Tal des Mississippi Land, das früher den Indianern vom Stamm der Sauks gehörte. Die Sauks haben ihr Reservat verlassen und fristen ihr Dasein nur noch als widerwillig geduldete Minderheit. Für Rob J. wird die Begegnung mit den Indianern lebensentscheidend. Er behandelt und pflegt die Kranken unter ihnen und wird so ihr »weißer Schamane«. Aber Cole lernt auch von den Indianern. Makwa-ikwa, die Priesterin und Medizinfrau der Sauks, vermittelt dem »weißen Schamanen« nicht nur wertvolles Wissen über die heilenden Kräfte der Natur, sie wird ihm auch eine unentbehrliche Helferin. Eines Tages trifft Cole auf die Einsiedlerin Sarah, die fürchtet, bald sterben zu müssen. Er rettet sie und die beiden kommen sich rasch näher. Sie heiraten und bekommen einen Sohn, den Makwa »kleiner Schamane« nennt. Als er jedoch im Alter von fünf Jahren an Scharlach erkrankt, verliert Coles Sohn sein Gehör. Dennoch will der »kleine Schamane« in die Fußstapfen seines Vaters treten und Arzt werden. Doch dann wird Makwa brutal ermordet, und der beginnende Bürgerkrieg erschüttert das Leben der Arztfamilie und ihrer jüdischen Nachbarn.

#### ZUM AUTOR

Noah Gordon, 1926 in Worcester/Massachusetts geboren, arbeitete lange Jahre als Journalist beim *Boston Herald*. Mit *Der Medicus* gelang ihm ein Weltbestseller, der in Deutschland viele Monate auf der Bestsellerliste stand. Auch seine nachfolgenden Romane wurden große Erfolge. Noah Gordon hat drei erwachsene Kinder und lebt mit seiner Frau in der Nähe von Boston.

Mehr Informationen über den Autor und sein Werk finden sich am Ende des Romans.

#### LIEFERBARE TITEL

Der Medicus – Der Medicus (Filmausgabe) – Der Medicus von Saragossa – Die Erben des Medicus – Der Katalane – Der Rabbi – Der Diamant des Salomon

Noah Gordon

# Der Schamane

ROMAN

Aus dem Amerikanischen  
von Klaus Berr

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN



Die Originalausgabe erschien 1992  
unter dem Titel »Shaman«  
bei E. P. Dutton, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf  
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

5. Auflage

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 11/2014

Copyright © 1992 by Noah Gordon

Copyright © 1992 der deutschsprachigen Ausgabe  
by Droemer Knaur Verlag, München

Copyright © 2002 by Karl Blessing Verlag, München,  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH

Copyright © 2013 dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag,  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung und Motiv:

Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich,  
unter Verwendung einer Illustration von

© Marilyn Angel Wynn/Nativestock/Getty Images  
Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten

ISBN: 978-3-453-41820-0

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

*Dieses Buch ist in Liebe  
Lorraine Gordon, Irving Cooper,  
Cis und Ed Plotkin, Charlie Ritz  
und in liebendem Gedenken  
Isa Ritz gewidmet.*

ERSTER TEIL

# Die Heimkehr

22. April 1864

## Jiggety-Jig

Die *Spirit of Des Moines* schickte ihr Signal voraus, als sie sich in der morgendlichen Kühle dem Bahnhof von Cincinnati näherte. Shaman spürte zuerst ein schwaches, kaum wahrnehmbares Vibrieren des hölzernen Bahnsteigs, dann ein deutliches Zittern und schließlich eine kräftige Erschütterung. Plötzlich war das Ungetüm da mit seinem Geruch nach heißem, öligem Metall und Dampf. Im fahlgrauen Zwielflicht brauste es auf ihn zu, Messingarmaturen glänzten auf dem schwarzen Drachenkörper, mächtige Kolbenarme bewegten sich rhythmisch, und eine helle Rauchwolke stieg himmelwärts wie die Fontäne eines Wals und löste sich schließlich in zerfasernde Fetzen auf, als die Lokomotive langsam zum Stehen kam.

Im dritten Waggon waren nur noch wenige der harten, hölzernen Sitzplätze frei, und er nahm auf einem von ihnen Platz, während der Zug erzitterte und wieder anfuhr. Züge waren noch immer etwas Neues, aber sie bedeuteten auch, daß man mit zu vielen Leuten reisen mußte. Er zog es vor, allein und gedankenverloren auf einem Pferd zu reiten. Der lange Waggon war brechend voll mit Soldaten, Handlungsreisenden, Farmern und Frauen, von denen einige kleine Kinder dabei hatten. Das Kindergeschrei störte ihn überhaupt nicht, aber der Waggon roch nach einer Mischung aus säuerlich stinkenden Socken, dreckigen Windeln, schlechter Verdauung, verschwitzten, ungewaschenen Körpern und dem Mief von Zigaretten und Pfeifen. Das Fenster schien als Kraftprobe gedacht zu sein, aber Shaman war groß und stark, und es gelang ihm, es zu öffnen, was sich allerdings schnell als Fehler herausstellen sollte. Die mächtige Lokomotive drei Waggon weiter vorne stieß nicht nur Rauch, sondern auch ein Gemisch aus Ruß, glimmenden oder

erloschenen Kohlestückchen und Asche aus, das der Fahrtwind nach hinten und zum Teil auch durch das offene Fenster in das Abteil wehte. Bald hatte ein glühender Funke in Shamans neues Jackett ein Loch gebrannt. Hustend und verärgert murmelnd stieß er das Fenster wieder zu und klopfte seine Jacke ab, bis der Funke erloschen war.

Eine Frau auf der anderen Seite des Mittelgangs sah ihm zu und lächelte. Sie war etwa zehn Jahre älter als er und modisch, aber für die Reise praktisch gekleidet. Ihr graues Wollkostüm hatte einen lose fallenden Rock ohne Reifen und war von Paspeln aus blauem Leinen eingefasst, die das Blond ihrer Haare betonten. Die Augen der beiden trafen sich einen Augenblick lang, doch dann konzentrierte sich die Frau wieder auf das Handarbeitsschiffchen in ihrem Schoß. Shaman wandte sich ohne Bedauern von ihr ab; die Trauer war nicht die rechte Zeit für das Spiel zwischen Männern und Frauen.

Er hatte sich ein wichtiges Buch zum Lesen mitgenommen, doch so sehr er auch versuchte, sich darin zu vertiefen, seine Gedanken wanderten immer wieder zu Pa.

Der Schaffner hatte sich im Mittelgang bis zur Bank hinter Shaman vorgearbeitet; doch er bemerkte ihn erst, als der Mann ihm die Hand auf die Schulter legte. Er schreckte hoch und starrte in ein gerötetes Gesicht. Der Schnauzbart des Schaffners endete in zwei gewachsenen Spitzen, und sein ergrauerender rötlicher Kinn- und Backenbart gefiel Shaman, weil er den Mund frei ließ. »Sind wohl taub«, sagte der Mann gutmütig. »Ich hab' Sie schon dreimal nach Ihrer Fahrkarte gefragt, Sir.«

Shaman lächelte ihn ohne Verlegenheit an, denn so etwas passierte ihm immer und immer wieder. »Ja, ich bin taub«, sagte er und gab dem Schaffner die Fahrkarte.

Shaman sah, wie sich vor dem Fenster die Prärie ausbreitete, doch der Anblick fesselte ihn nicht. Die Landschaft hatte etwas Monotones, und außerdem raste der Zug so schnell an ihr vorbei, daß einem die Einzelheiten kaum ins Bewußtsein dringen konnten. Am besten reiste man zu Fuß oder zu Pferd – wenn



man dann an ein hübsches Fleckchen kam und hungrig war oder pinkeln mußte, konnte man einfach stehenbleiben und sein Bedürfnis befriedigen. Kam ein Zug an ein solches Fleckchen, rauschte es nur verschwommen an einem vorbei.

Das Buch, das er dabei hatte, hieß »Lazarett Skizzen« und stammte aus der Feder einer gewissen Louisa Alcott aus Massachusetts, die seit Beginn des Krieges Verwundete pflegte und deren Schilderungen des Leids und der entsetzlichen Zustände in den Lazaretten in Medizinerkreisen für große Aufregung gesorgt hatten. Als er jetzt darin blätterte, wurde er noch trauriger, denn er mußte dabei daran denken, welche Qualen sein Bruder Bigger durchleiden mochte, der als Kundschafter der Konföderierten vermißt war, wenn er nicht sogar schon zu den namenlosen Gefallenen gehörte. Diese Gedanken führten ihn auf dem Pfad tränenloser Trauer zurück zu seinem Vater, und er sah sich verzweifelt um.

Weiter vorne im Waggon fing ein magerer kleiner Junge an, sich zu übergeben, und seine Mutter, die bleich zwischen Gepäckstapeln und drei weiteren Kleinkindern saß, hielt hastig seinen Kopf, damit er nicht ihre Habseligkeiten bekleckerte. Als Shaman bei ihr war, hatte sie bereits begonnen, den Unrat aufzuwischen.

Er sprach sie an.

»Kann ich ihm vielleicht helfen? Ich bin Arzt.«

»Wir haben kein Geld, um zu bezahlen.«

Er tat den Einwand mit einer Handbewegung ab. Der Junge schwitzte nach dem krampfartigen Erbrechen, doch seine Haut fühlte sich kühl an. Seine Drüsen waren nicht geschwollen, und die Augen wirkten einigermaßen klar.

Sie sei Mrs. Jonathan Sperber, sagte die Frau auf seine Fragen, aus Lima in Ohio und auf dem Weg zu ihrem Gatten, der zusammen mit anderen Quäkern in Springdale, fünfzig Meilen westlich von Davenport, eine Siedlung errichte. Der kleine Patient hieß Lester und war acht Jahre alt. Er sah zwar noch blaß aus, doch die Farbe kehrte bereits in sein Gesicht zurück. Er schien also nicht ernstlich krank zu sein.

»Was hat er gegessen?«

Aus einem schmierigen Mehlsack zog sie widerstrebend eine hausgemachte Wurst. Sie war grün, und Shamans Nase bestätigte, was seine Augen ihm sagten. Mein Gott!

»Iih... Haben Sie die allen gegeben?«

Sie nickte, und Shaman sah die Kleinen angesichts ihrer Verdauung mit Bewunderung an.

»Die dürfen Sie ihnen nicht mehr geben! Die ist ja total verdorben.«

Ihr Mund wurde ein schmaler Strich. »So verdorben kann sie nun auch wieder nicht sein. Sie ist gut gepökelt, wir haben schon Schlimmeres gegessen. Wenn sie wirklich so schlecht ist, wie Sie behaupten, müßten die anderen ebenfalls krank sein und ich auch.«

Er kannte genug Siedler der verschiedensten Bekenntnisse, um zu wissen, was sie damit meinte: Die Wurst ist alles, was wir haben, entweder essen wir die verdorbene Wurst oder gar nichts. Er nickte und ging zu seinem Platz zurück. Sein Proviant steckte in einer aus Seiten des »Cincinnati Commercial« gedrehten Tüte: drei dicke Doppelscheiben dunkles Brot nach deutscher Art mit magerem Rindfleisch dazwischen, ein Erdbeertörtchen und zwei Äpfel, mit denen er kurz jonglierte, um die Kinder zum Lachen zu bringen. Als er Mrs. Sperber das Essen anbot, öffnete sie den Mund, als wolle sie protestieren, schloß ihn aber schnell wieder. Die Frau eines Siedlers braucht eine vernünftige Portion Realismus.

»Wir sind Ihnen sehr verbunden, mein Freund«, sagte sie.

Die blonde Frau auf der anderen Seite des Gangs sah wieder zu ihm herüber, doch Shaman versuchte sich erneut auf das Buch zu konzentrieren, da kam der Schaffner zurück. »Sagen Sie mal, ich kenn' Sie doch, ist mir grade erst gekommen. Doc Coles Sohn aus Holden's Crossing, oder?«

»Ja.« Shaman wußte, daß er aufgrund seiner Taubheit erkannt worden war.

»An mich erinnern Sie sich wohl nicht mehr? Frank Fletcher? Hab' draußen an der Hoopole Road Mais angebaut. Ihr Daddy

hat sich über sechs Jahre lang um uns sieben gekümmert, bis ich dann verkauft habe und zur Eisenbahn gegangen bin. Wir sind nach East Moline gezogen. Ich weiß noch, wie Sie als Knirps manchmal mitgekommen sind. Hinten auf dem Pferd haben Sie sich festgeklammert, als wär's ums Leben gegangen.« Hausbesuche waren für seinen Vater die einzige Möglichkeit gewesen, mit seinen Söhnen zusammenzusein, und den Jungen hatte es sehr gefallen, ihn bei diesen Ausritten zu begleiten. »Jetzt erinnere ich mich an Sie«, sagte er zu Fletcher, »und an Ihre Farm. Ein weißgestrichenes Holzhaus, daneben der rote Stall mit Blechdach und die alte Torfhütte, die Sie als Lagerraum benutzt haben.«

»Ja, genauso war's. Manchmal sind Sie mitgekommen, manchmal Ihr Bruder – wie heißt er gleich wieder?«

»Sie meinen Bigger, meinen Bruder Alex.«

»Ja. Wo steckt der jetzt?«

»Beim Militär.« Er sagte nicht, in welcher Armee.

»Natürlich. Und Sie werden wohl Pfarrer?« fragte der Schaffner mit einem Blick auf den schwarzen Anzug, der vierundzwanzig Stunden zuvor noch auf einem Verkaufsstand bei Seligman's in Cincinnati gehangen hatte.

»Nein, ich bin auch Arzt.«

»Mein Gott. Sie sind doch noch gar nicht alt genug.«

Shaman spürte, daß seine Lippen sich verkrampften, denn mit seiner Jugend kam er schwerer zurecht als mit seiner Taubheit. »Ich *bin* alt genug. Hab' in einem Krankenhaus in Ohio gearbeitet. Mr. Fletcher ... mein Vater ist am Donnerstag gestorben.«

Fletchers Lächeln verschwand so langsam und vollständig, daß kein Zweifel an der Aufrichtigkeit seiner Trauer blieb. »Ach. Wir verlieren doch immer die Besten, nicht? Im Krieg?«

»Er war schon wieder zu Hause. Im Telegramm stand Typhus.« Der Schaffner schüttelte den Kopf. »Sagen Sie doch bitte Ihrer Mutter, daß sie eine ganze Menge Leute in ihre Gebete einschließen werden.«

Shaman dankte ihm und erwiderte, das werde sie sehr freuen. »Kommen eigentlich an einer der nächsten Haltestellen noch Imbißverkäufer in den Zug?« fragte er dann.

»Nein. Hier bringt jeder seine Verpflegung mit.« Der Eisenbahner sah ihn besorgt an. »Kaufen können Sie sich erst etwas, wenn Sie in Kankakee umsteigen. Mein Gott, hat man Ihnen das denn nicht gesagt, als Sie die Fahrkarte gekauft haben?«

»Doch, doch. Ich brauche ja nichts. Es hat mich nur interessiert.«

Der Schaffner tippte mit dem Finger an sein Mützenschild und ging. Fast im gleichen Augenblick stand die Frau auf der anderen Seite des Mittelganges auf, um sich nach einem umfänglichen Eichenspankorb auf der Gepäckablage zu strecken und dabei von der Brust bis zu den Schenkeln wohlgeformte Kurven zu präsentieren. Shaman ging hinüber und hob den Korb für sie herunter.

Sie lächelte ihn an. »Sie müssen von mir etwas nehmen«, sagte sie. »Wie Sie sehen, habe ich genug für eine ganze Armee.« Er wollte ablehnen, mußte aber zugeben, daß ihre Vorräte wirklich für eine Kompanie reichten. Bald darauf aß er Brathuhn, Gerstenmehlkuchen mit Kürbis und Kartoffelpie. Mr. Fletcher, der mit einem zerdrückten Schinkenbrot zurückkehrte, das er von einem Fahrgast für Shaman erbettelt hatte, grinste und erklärte, Dr. Cole sei im Proviantrequirieren besser als die Potomac-Army. Dann ging er schnell wieder, offensichtlich um das Brot selber zu essen.

Shaman aß mehr, als er redete, und der Appetit angesichts seiner Trauer wunderte und beschämte ihn. Sie redete mehr, als sie aß. Ihr Name war Martha McDonald. Ihr Gatte Lyman war in Rock Island Vertreter für die American Farm Implements Co. Sie drückte ihre Anteilnahme an Shamans Verlust aus. Während sie ihm das Essen reichte, berührten sich ihre Knie, eine angenehme Vertraulichkeit. Er hatte schon sehr früh festgestellt, daß viele Frauen von seiner Taubheit abgestoßen, viele aber auch von ihr erregt wurden. Vielleicht hing letzteres mit dem verlängerten Augenkontakt zusammen, denn während sie sprachen, schaute er ihnen ins Gesicht – eine reine Notwendigkeit, da er von ihren Lippen ablesen mußte, was sie sagten.

Er machte sich keine Illusionen über sein Aussehen. Auch

wenn man ihn nicht gerade schön nennen konnte, war er doch groß, ohne tolpatschig zu wirken, er verströmte die Energie junger Männlichkeit und ausgezeichneter Gesundheit, und seine ebenmäßigen Gesichtszüge und die klaren blauen Augen, die er von seinem Vater geerbt hatte, ließen ihn zumindest anziehend erscheinen. Aber all das war im Zusammenhang mit Mrs. McDonald bedeutungslos. Er hatte es sich zur Regel gemacht, sich nie mit einer verheirateten Frau einzulassen, und diese Regel war so unumstößlich wie das Händewaschen vor und nach einer Operation. Deshalb dankte er Mrs. McDonald für das gute Essen und ging, sobald der Rückzug nicht mehr verletzend wirken konnte, zu seinem Platz zurück.

Den Großteil des Nachmittags verbrachte er über seinem Buch. Louisa Alcott berichtete von Operationen, die ohne schmerzbetäubende Mittel durchgeführt wurden, und von Männern, die an infizierten Wunden starben, weil die Lazarette nach Dreck und Verwesung stanken. Tod und Leid hatten ihn schon immer traurig gestimmt, überflüssiger Schmerz und unnötiges Sterben aber machten ihn wütend. Am Spätnachmittag kam Mr. Fletcher noch einmal vorbei und verkündete, der Zug bewege sich mit einer Geschwindigkeit von fünfundvierzig Meilen pro Stunde vorwärts, dreimal so schnell wie ein Pferd, und das ohne zu ermüden. Genauso hatte ein Telegramm Shaman, schon am Morgen nachdem es geschehen war, vom Tod des Vaters unterrichtet. Er überlegte sich verwundert, daß die Welt in eine Ära schneller Transportmittel und noch schnellerer Kommunikation trieb, in eine Ära neuer Krankenhäuser und Behandlungsmethoden, einer Chirurgie ohne Schmerzen entgegen. Doch da ihn solch erhabene Gedanken müde machten, zog er heimlich Martha McDonald mit den Augen aus, um, wenn auch feige, eine angenehme halbe Stunde damit zu verbringen, sich eine medizinische Untersuchung vorzustellen, die in einer Verführung endete – die ungefährlichste und harmloseste Verletzung des Hippokratischen Eids.

Die Ablenkung hielt nicht lange vor. Seine Gedanken landeten immer wieder bei Pa. Je näher er der Heimat kam, desto

schwieriger fiel es ihm, sich der Realität zu stellen. Tränen kitzelten hinter seinen Lidern. Ein einundzwanzig Jahre alter Arzt durfte in der Öffentlichkeit nicht weinen. Pa... Die Nacht brach schwarz herein, schon Stunden bevor sie in Kankakee umstiegen. Schließlich und, wie ihm schien, viel zu früh – kaum elf Stunden nachdem sie Cincinnati verlassen hatten – verkündete Mr. Fletcher das Ziel der Reise: »Ro-o-ck I-i-i-sla-a and!«

Der Bahnhof war eine Oase des Lichts. Beim Aussteigen entdeckte Shaman sofort Alden, der unter einer Glaslampe auf ihn wartete. Der Knecht klopfte ihm auf den Arm, schenkte ihm ein trauriges Lächeln und begrüßte ihn mit der vertrauten Wendung: »Willkommen zu Hause, *jiggety-jig!*«

»Hallo, Alden!« Sie blieben einen Augenblick unter dem Licht stehen, damit sie sich unterhalten konnten. »Wie geht's ihr?«

»Ach, du weißt schon, dreckig. Ist ihr noch gar nicht richtig zu Bewußtsein gekommen. Hatte ja noch kaum Gelegenheit, allein zu sein, bei all dem Kirchenvolk im Haus und diesem Reverend Blackmer, der ihr den ganzen Tag nicht mehr von der Seite geht.«

Shaman nickte. Der unbeugsame Glaube der Mutter war für sie alle eine Prüfung, aber wenn die First Baptist Church ihr in ihrem Kummer helfen konnte, wollte er dankbar dafür sein. Alden hatte richtig vermutet, daß Shaman nur mit einer Tasche reisen würde, und deshalb das einachsige Gig genommen, das im Gegensatz zum zweiachsigen Buckboard eine gute Federung hatte. Das Pferd war Boss, ein grauer Wallach, den sein Vater sehr gemocht hatte. Shaman streichelte ihm die Nase, bevor er auf den Sitz kletterte. Unterwegs war eine Unterhaltung unmöglich, denn in der Dunkelheit konnte er Aldens Gesicht nicht sehen. Der Knecht roch wie früher: nach Heu und Tabak, ungesponnener Wolle und Whiskey. Auf der Holzbrücke überquerten sie den Rocky River und folgten dann im Trab der Straße nach Nordosten. Das Land zu beiden Seiten konnte Shaman nicht sehen, doch er kannte jeden Baum und jeden Stein. Stellenweise war die Straße nur schwer zu befahren, weil sie das Schmelzwasser in einen Schlammfad verwandelt hatte. Nach

einer Stunde Fahrt hielt Alden an, wie er es immer tat, um das Pferd verschlaufen zu lassen. Er und Shaman stiegen aus, pinkelten auf Hans Buckmans feuchte untere Weide und vertraten sich ein paar Minuten lang die Beine. Bald darauf überquerten sie die schmale Brücke über den Fluß auf ihrem eigenen Anwesen, und als das Haus und der Stall in Sicht kamen, rutschte Shaman zum erstenmal das Herz in die Hose. Bis dahin war alles wie immer gewesen, Alden hatte ihn abgeholt und nach Hause gefahren. Doch wenn sie jetzt ankamen, würde Pa nicht dasein. Nie mehr.

Shaman ging nicht sofort ins Haus. Er half Alden beim Ausspannen und folgte ihm in den Stall, wo er die Öllaterne anzündete, damit sie sich unterhalten konnten. Alden griff ins Heu und zog eine Flasche hervor, die noch etwa zu einem Drittel voll war, doch Shaman schüttelte den Kopf.

»Bist du da oben in Ohio vielleicht Abstinenzler geworden?«

»Nein.« Es war kompliziert. Er war nur ein schwacher Trinker wie alle Coles, entscheidender war jedoch, daß sein Vater ihm schon vor langer Zeit erklärt hatte, der Alkohol vertreibe jene geheimnisvolle Gabe. »Aber ich trinke nur selten.«

»Ja, du bist wie er. Aber heute abend würde es dir nicht schaden.«

»Ich will nicht, daß sie etwas riecht. Ich hab' schon genug Schwierigkeiten mit ihr und möchte nicht auch noch darüber streiten müssen. Aber laß die Flasche bitte hier! Ich hol' mir dann einen Schluck auf dem Weg zum Abort, wenn sie im Bett ist.«

Alden nickte. »Du mußt ein wenig Geduld mit ihr haben«, sagte er zögernd. »Ich weiß, daß sie schwierig sein kann, aber ...« Er erstarrte vor Verblüffung, als Shaman auf ihn zukam und die Arme um ihn legte. Das gehörte nicht zu ihrer Beziehung; Männer umarmten einander nicht. Verlegen klopfte ihm der Knecht auf die Schulter. Einen Augenblick später wünschte Shaman ihm gute Nacht, blies die Laterne aus und ging über den dunklen Hof zur Küche, wo, nachdem alle anderen gegangen waren, seine Mutter auf ihn wartete.

## Das Vermächtnis

Am nächsten Morgen hatte Shaman Kopfschmerzen, obwohl der Pegel der goldbraunen Flüssigkeit in Aldens Flasche nur um wenige Zentimeter gesunken war. Er hatte schlecht geschlafen; die alte Seilmatratze war seit Jahren nicht nachgespannt, geschweige denn neu geknüpft worden. Beim Rasieren schnitt er sich ins Kinn. Doch im Verlauf des Vormittags wurde das alles unwichtig. Sein Vater war schon beerdigt worden, da er an Typhus gestorben war, aber mit dem Gottesdienst hatte man bis zu Shamans Rückkehr gewartet. In der kleinen First Baptist Church drängten sich zwei Generationen von Patienten, die von seinem Vater entbunden oder behandelt worden waren, sei es wegen ihrer Krankheiten, einer Schrotkugel oder Stichwunde, Hautausschlägen, Knochenbrüchen und wer weiß welchen anderen Beschwerden. Reverend Sydney Blackmer hielt seinen Nachruf herzlich genug, um unter den Versammelten keine Verärgerung aufkommen zu lassen, aber doch nicht so herzlich, daß man auf den Gedanken kommen konnte, es sei in Ordnung, so zu sterben, wie Dr. Robert Judson Cole es getan hatte: ohne der alleinselig machenden Kirche beigetreten zu sein. Shamans Mutter hatte mehrmals dankbar erwähnt, daß Mr. Blackmer es aus Hochachtung für sie gestattet hatte, ihren Gatten in der geweihten Erde des Kirchhofs zu begraben.

Den ganzen Nachmittag war das Haus der Coles voller Leute, von denen die meisten Platten mit Braten, Farcen, Puddings und Pasteten mitbrachten, und zwar in solchen Mengen, daß aus dem traurigen Anlaß beinahe ein Fest wurde. Sogar Shaman ließ sich zu einigen Scheiben vom kalten, gebratenen Herz verführen, seinem Lieblingsfleisch. Makwa-ikwa hatte ihn auf den Geschmack gebracht; er hatte es damals für eine indianische Delikatesse gehalten wie gekochten Hund oder samt Innereien geschmortes Eichhörnchen und war froh gewesen, als er entdeckte, daß auch viele der weißen Nachbarn das Herz geschlachteter Kühe oder erlegten Wildes brieten. Er nahm sich gerade



eine weitere Scheibe, als er Lillian Geiger entdeckte, die quer durchs Zimmer zielstrebig auf seine Mutter zuing. Sie sah inzwischen älter aus und etwas erschöpft, doch sie war noch immer attraktiv. Von ihr hatte Rachel das gute Aussehen geerbt. Lillian trug ihr bestes schwarzes Samtkleid, dazu einen schwarzen Leinenüberwurf und ein gefaltetes weißes Umhängetuch. Der kleine silberne Davidstern baumelte an einer Kette vor ihrem hübschen Busen. Shaman fiel auf, daß sie genau darauf achtete, wem sie zunickte, denn es gab Leute, die, wenn auch widerwillig, eine Jüdin höflich grüßten, jedoch nie eine *Copperhead*, eine Sympathisantin der Südstaaten. Lillian war die Cousine von Judah Benjamin, dem Bundesstaatssekretär der Konföderierten, und ihr Gatte Jay war zu Beginn des Krieges in seine Heimat South Carolina zurückgekehrt, um sich dort mit zweien seiner drei Brüder der Konföderiertenarmee anzuschließen.

Als Lillian schließlich vor Shaman stand, wirkte ihr Lächeln gezwungen. »Tante Lillian!« sagte er. Sie war gar nicht seine Tante, aber in seiner Kindheit waren die Geigers und die Coles wie enge Verwandte gewesen, und er hatte sie nie anders genannt.

Ihr Blick wurde sanfter. »Hallo, Rob J.!« sagte sie im vertrauten zärtlichen Ton. Niemand sonst nannte ihn so – es war eigentlich der Name seines Vaters –, aber Lillian hatte ihn fast nie Shaman genannt. Sie küßte ihn auf die Wange, verzichtete aber darauf, ihm ihr Beileid auszudrücken.

Nach dem, was sie gehört habe, sagte sie, und das sei wenig, da die Briefe die Fronten passieren müßten, befinde sich ihr Gatte wohlauf und außer Gefahr. Als Apotheker habe man ihn bei seinem Eintritt in die Armee zum Verwalter eines kleinen Armeelazaretts in Georgia gemacht, und inzwischen sei er Kommandant eines größeren Lazaretts am Ufer des James River in Virginia. Sein letzter Brief, erzählte sie weiter, habe die traurige Nachricht enthalten, daß sein Bruder, Joseph Reuben Geiger, ein Apotheker wie alle anderen männlichen Familienmitglieder, der sich zur Kavallerie gemeldet hatte, in der Schlacht gefallen sei.

Shaman nickte, und auch er vermied es, Beileid auszusprechen, wie es inzwischen als selbstverständlich galt.

Und wie ging es den Kindern?

»Könnt' nicht besser sein. Die Jungen sind so gewachsen, daß Jay sie nicht wiedererkennen würde. Sie essen wie die Tiger.«

»Und Rachel?«

»Sie hat letzten Juni ihren Mann, Joe Regensberg, verloren. Er ist am Typhus gestorben – wie dein Vater.«

»Ach«, sagte er mit belegter Stimme. »Ich habe gehört, daß letzten Sommer in Chicago der Typhus grassiert hat. Geht es ihr gut?«

»O ja. Rachel geht es sehr gut – und ihren Kindern auch. Sie hat einen Sohn und eine Tochter.« Lillian zögerte. »Sie hat sich mit einem anderen Mann angefreundet, einem Cousin von Joe. Nach ihrem Trauerjahr wird die Verlobung offiziell bekanntgegeben.«

So? Verwunderlich, daß ihn das immer noch berührte, daß es ihn so tief traf. »Und wie fühlt man sich so als Großmutter?«

»Sehr gut«, erwiderte sie, verließ ihn dann und begann eine leise Unterhaltung mit Mrs. Pratt, deren Land an das der Geigers angrenzte.

Gegen Abend lud Shaman Essen auf einen Teller und brachte ihn zu Alden Kimballs stickiger kleiner Hütte, die immer nach Holzrauch roch. Der Knecht saß in der Unterwäsche auf seiner Koje und trank aus einem Krug. Seine Füße waren sauber, er hatte extra für den Trauergottesdienst gebadet. Die zweite Garnitur wollener Unterwäsche, die eher grau war als weiß, hing zum Trocknen auf einer quer durch die Hütte gespannten Leine. Shaman schüttelte den Kopf, als Alden ihm den Krug anbot. Er setzte sich auf den einzigen Holzstuhl und sah Alden beim Essen zu. »Wenn's nach mir gegangen wär', hätt' ich Pa auf unserem Land am Flußufer beerdigt.«

Alden schüttelte den Kopf. »Das hätte sie nie zugelassen. Wär' doch viel zu nah am Grab dieser Indianerin gewesen. Bevor die ... getötet wurde«, sagte er vorsichtig, »haben die Leute über die beiden geredet. Deine Ma war furchtbar eifersüchtig.«

Shaman hätte gern Genaueres über Makwa, seine Mutter und seinen Vater erfahren, aber es erschien ihm nicht recht, mit Alden über seine Eltern zu reden. So winkte er nur zum Abschied und verließ die Hütte. Es dämmerte, als er zum Fluß hinunterging, zu den Ruinen von Makwa-ikwas *hedonosote*. Das eine Ende des Langhauses war noch intakt, doch das andere war eingestürzt, die Stämme und Zweige verrottet – ein Paradies für Schlangen und Nagetiere.

»Ich bin wieder da«, sagte er.

Er konnte Makwas Anwesenheit spüren. Sie war schon lange tot, und er fühlte noch immer ein Bedauern, das freilich angesichts der Trauer über seinen Vater verblaßte. Er suchte Trost, doch alles, was er spürte, war Makwas entsetzlicher Zorn, den er so deutlich wahrnahm, daß sich ihm die Nackenhaare sträubten. Nicht weit von der Ruine entfernt war ihr Grab, ohne Stein, doch sorgfältig gepflegt, das Gras geschnitten, der Rand bepflanzt mit wilden gelben Taglilien, die von einer nahe gelegenen Stelle am Flußufer stammten. Grüne Sprossen stachen bereits durch die nasse Erde. Er wußte, daß es nur sein Vater gewesen sein konnte, der sich um das Grab gekümmert hatte, und er kniete sich hin und riß das Unkraut zwischen den Taglilien heraus.

Inzwischen war es schon beinahe dunkel. Er meinte zu spüren, daß Makwa ihm etwas sagen wollte. Das war schon öfter passiert, und er glaubte beinahe, daß er ihren Zorn deshalb fühlte, weil sie ihm nicht sagen konnte, wer sie getötet hatte. Er wollte sie fragen, was er jetzt, da Pa nicht mehr lebte, tun sollte. Der Wind kräuselte die Wasserfläche. Shaman entdeckte die ersten, hellen Sterne und fröstelte. Noch ist die Macht des Winters nicht gebrochen, dachte er, als er zum Haus zurückkehrte.

Am nächsten Tag war ihm zwar bewußt, daß er eigentlich im Haus bleiben sollte für den Fall, daß noch verspätete Trauergäste kamen, doch er brachte es nicht fertig. Er zog Arbeitskleidung an und verbrachte den Vormittag damit, zusammen mit Alden Schafe zu dippen. Es gab neugeborene Lämmer, und er kastrierte die männlichen Tiere, wobei Alden die *prairie oysters*,

die Hoden, verlangte, die er mit Eiern zum Abendessen braten wollte.

Nachdem er gebadet und wieder seinen schwarzen Anzug angezogen hatte, saß er am Nachmittag mit seiner Mutter im Wohnzimmer. »Es wird das beste sein, du gehst die Sachen deines Vaters durch und entscheidest, wer was bekommen soll«, sagte sie.

Trotz der inzwischen schon stark angegrauten Haare war seine Mutter mit ihrer wundervollen langen Nase und dem sinnlichen Mund eine der apartesten Frauen, die er je gesehen hatte. Was die ganzen Jahre über zwischen ihnen gestanden hatte, war auch jetzt noch da, doch seinen Widerstand konnte sie spüren. »Früher oder später muß es getan werden, Robert«, sagte sie.

Sie machte sich fertig, um die leeren Teller und Platten zur Kirche zu bringen, wo sie die Besucher, die Essen mitgebracht hatten, abholen wollten, und er bot ihr an, das für sie zu erledigen. Aber sie erwiderte, sie wolle Reverend Blackmer besuchen. »Komm doch mit!« sagte sie, er jedoch schüttelte den Kopf, denn er wußte, daß er dann einen Sermon mit Argumenten über sich ergehen lassen mußte, warum man sich den Empfang des Heiligen Geistes nicht vorenthalten dürfe. Die Buchstabengläubigkeit seiner Mutter, was Himmel und Hölle betraf, erstaunte ihn immer wieder. Ihre Streitgespräche mit seinem Vater fielen ihm ein, und er wußte, daß sie jetzt eine ganz besondere Pein zu durchleiden hatte, denn es war schon immer eine qualvolle Vorstellung für sie gewesen, daß ihr Gatte, der die Taufe verweigert hatte, im Paradies nicht auf sie warten werde.

Sie hob die Hand und zeigte zum offenen Fenster. »Da kommt jemand geritten.« Sie lauschte eine Weile und sagte dann bitter lächelnd: »Eine Frau hat Alden gefragt, ob der Doktor daheim ist. Ihr Mann liegt verletzt zu Hause. Alden hat ihr gesagt, daß der Doktor gestorben ist. ›Der junge Doktor?‹ fragte sie. Und Alden sagte: ›Nein, der nicht, der ist da.«

Auch Shaman fand das lustig, und sie war bereits zur Tür gegangen, wo Rob J.s Arzttasche an ihrem gewohnten Platz stand. Die gab sie jetzt ihrem Sohn. »Nimm den Wagen, er ist bereits angespannt! Ich fahr' dann später zur Kirche.«

Die Frau war Liddy Geacher. Sie und ihr Mann Henry hatten während Shamans Abwesenheit den Hof der Buchanans gekauft. Shaman kannte den Weg gut, es waren nur wenige Meilen. Geacher war vom Heuboden gefallen. Er lag noch genau dort, wo er aufgeschlagen war, sein Atem ging flach und mühsam. Er stöhnte, als sie versuchten, ihn auszuziehen, und Shaman schnitt deshalb die Kleidung auf, achtete aber darauf, nur die Nähte aufzutrennen, damit Mrs. Geacher sie später wieder zusammennähen konnte. Blut war keins zu sehen, nur schwere Quetschungen, und der linke Knöchel war geschwollen. Shaman nahm das Stethoskop aus der Tasche seines Vaters. »Kommen Sie bitte her! Ich will, daß Sie mir sagen, was Sie hören«, sagte er zu der Frau und steckte ihr die Elfenbeinknöpfe ins Ohr. Sie riß die Augen auf, als er die Membran auf die Brust ihres Mannes drückte. Er ließ sie lange horchen, wobei er die Membrangelocke mit der Linken hielt und mit den Fingerspitzen der Rechten dem Mann den Puls fühlte.

»Bumm-bumm-bumm-bumm-bumm!« flüsterte sie.

Shaman lächelte. Henry Geachers Puls ging schnell, doch das war auch nicht verwunderlich. »Was hören Sie sonst noch? Lassen Sie sich Zeit!«

Sie horchte lange.

»Kein leises Knistern, als würde jemand trockenes Stroh zerdrücken?«

Sie schüttelte den Kopf. »Bumm-bumm-bumm.«

Gut. Dann hatte keine gebrochene Rippe einen Lungenflügel durchstoßen. Er nahm der Frau das Stethoskop wieder ab und tastete Geachers Körper Zoll für Zoll mit den Händen ab. Da er nichts hörte, mußte er seine anderen Sinne sorgfältiger und aufmerksamer benutzen als andere Ärzte. Als er die Hände des Mannes hielt, nickte er zufrieden über das, was die Colesche Gabe ihm sagte. Geacher hatte Glück gehabt, ein Heuhaufen hatte seinen Sturz gedämpft. Er hatte sich die Rippen geprellt, aber Anzeichen für einen Bruch waren nirgends zu entdecken. Shaman vermutete, daß die fünfte und die achte Rippe angeknackst waren – und vielleicht auch die neunte. Als er Geacher

den Brustkorb bandagierte, konnte der Farmer leichter atmen. Shaman schiente den Knöchel und holte dann eine Flasche mit dem Schmerzmittel seines Vaters aus der Tasche, vorwiegend Alkohol mit etwas Morphinum und einigen Kräutern.

Einen Dollar für den Hausbesuch, fünfzig Cent für die Verbände, fünfzig Cent für das Medikament. Aber die Arbeit war noch nicht beendet. Die nächsten Nachbarn der Geachers waren die Reismans, ihr Hof lag zehn Reitminuten entfernt. Shaman fuhr hin und redete mit Tod Reisman und seinem Sohn Dave, die versprachen, auszuhelfen und dafür zu sorgen, daß auf der Geacher-Farm eine Woche lang alles weiterlief.

Shaman ließ sich auf dem Nachhauseweg Zeit und genoß den Frühling. Die schwarze Erde war zum Pflügen noch zu naß. Morgens hatte er gesehen, daß auf den Weiden bereits die ersten Blumen blühten, Veilchen und orange leuchtende Gelbwurz und rosafarbener Präriephlox, in wenigen Wochen würden größere Blüten die Ebenen mit ihrer Farbenpracht überziehen. Vergnügt atmete er den schweren, süßen Duft gedüngter Felder ein.

Als er heimkam, war das Haus leer, und der Eierkorb hing nicht an seinem Haken, was bedeutete, daß seine Mutter im Hühnerstall war. Er ging ihr nicht nach. Bevor er die Arzttasche an ihren Platz neben der Tür zurückstellte, untersuchte er sie, als sähe er sie zum erstenmal. Das Leder war abgenutzt, doch es war solides Rindsleder, das ewig halten würde. Die Instrumente, Verbände und Arzneien lagen darin, wie sein Vater sie eigenhändig eingeordnet hatte, sauber, übersichtlich und so, daß er stets für alles gerüstet war.

Shaman ging ins Arbeitszimmer und fing an, die Habseligkeiten seines Vaters methodisch zu inspizieren. Er wühlte in den Schreibtischschubladen, öffnete die lederne Truhe und teilte alles in drei Gruppen: für seine Mutter all die Kleinigkeiten, die für sie persönlichen Wert haben mochten, für Bigger das halbe Dutzend Pullover, die Sarah Cole aus hauseigener Wolle gestrickt hatte, damit sie den Doktor bei kalten Nachtfahrten warm hielten, dazu die Angel- und Jagdausrüstung des Vaters und einen Schatz, der so neu war, daß Shaman ihn zum ersten-

mal sah: einen 44er Colt Texas Navy Revolver mit gezogenem Neun-Zoll-Lauf und dunklen Nußbaumgriffschalen. Die Waffe war eine Überraschung und ein Schock. Zwar hatte sein pazifistischer Vater sich am Ende dazu durchgerungen, die Truppen der Union zu behandeln, doch nur unter der deutlich ausgesprochenen Bedingung, daß er als Nichtkämpfer keine Waffe tragen würde. Warum hatte er sich dann diesen offensichtlich teuren Revolver gekauft?

Die medizinischen Bücher, das Mikroskop, die Arzttasche und der Vorrat an Kräutern und Medikamenten standen Shaman zu. In der Truhe fand er unter dem Mikroskopkasten eine Sammlung Bücher, broschiierte Bände aus gutem Schreibpapier. Als er sie durchsah, erkannte Shaman, daß es sich um das lebenslange Tagebuch seines Vaters handelte.

Der Band, den er willkürlich zur Hand nahm, war 1842 geschrieben. Beim Durchblättern entdeckte Shaman eine reichhaltige, aber wahllose Aneinanderreihung von medizinischen und pharmazeutischen Notizen und intimen Gedanken. Das Buch war übersät mit Skizzen: Gesichter, anatomische Zeichnungen, der Ganzkörper-Akt einer Frau, seiner Mutter, wie er erkannte. Er betrachtete das noch junge Gesicht und starrte fasziniert das nackte Fleisch an, wohl wissend, daß in dem unübersehbar schwangeren Bauch ein Fötus heranwuchs, der er selbst werden sollte. Er schlug einen früheren Band auf, aus der Zeit, als Robert Judson Cole noch ein junger Mann war, der eben erst mit dem Schiff aus Schottland gekommen war. Auch der enthielt einen weiblichen Akt, diesmal mit einem Gesicht, das Shaman nicht kannte. Die Züge waren nur undeutlich, die Vulva jedoch mit klinischer Detailtreue gezeichnet, und Shaman sah sich plötzlich vertieft in den Bericht über eine Affäre, die sein Vater mit einer Frau in seiner Pension gehabt hatte.

Während er las, wurde er immer jünger. Die Jahre fielen von ihm ab, sein Körper entwickelte sich zurück, die Erde drehte sich in Gegenrichtung, und die zerbrechlichen Geheimnisse und Leiden der Jugend erstanden neu. Er war wieder ein Junge, der verbotene Bücher las und nach Worten und Bildern suchte, die

ihm alles über die geheimen, niederen und vielleicht unermeßlich wunderbaren Dinge verrieten, die Männer mit Frauen anstellten.

Zitternd stand er da und gab acht, ob nicht vielleicht sein Vater zur Tür hereinkäme und ihn hier überraschte.

Erst als er merkte, daß seine Mutter mit den Eiern ins Haus kam, zwang er sich, das Buch zu schließen und in die Truhe zurückzulegen.

Beim Abendessen sagte er, er habe angefangen, die Habseligkeiten seines Vaters durchzusehen, und er werde eine leere Kiste vom Dachboden holen, um die Sachen darin zu verstauen, die sein Bruder bekommen solle.

Unausgesprochen stand zwischen ihnen die Frage, ob Alex überhaupt noch lebte, ob er zurückkehren und die Sachen benutzen werde. Doch dann entschloß Sarah sich zu einem Nicken. »Gut«, sagte sie, offensichtlich erleichtert, daß ihr Jüngerer sich an die Arbeit gemacht hatte.

In dieser Nacht lag Shaman wach und sagte sich, daß ihn die Lektüre dieser Tagebücher zu einem Voyeur mache, zu einem Eindringling in das Leben seiner Eltern, vielleicht sogar in ihr Schlafzimmer, und daß er die Bücher deshalb verbrennen müsse. Doch sein gesunder Menschenverstand sagte ihm, daß sein Vater sie geschrieben hatte, um das Wesentliche aus seinem Leben aufzuzeichnen, und während er grübelnd in dem durchhängenden Bett lag, fragte er sich, wie wohl die Wahrheit über das Leben und den Tod von Makwa-ikwa aussah, und er befürchtete, daß diese Wahrheit ernste Gefahren in sich bergen könne.

Schließlich stand er auf, zündete die Lampe an und schlich sich mit ihr hinunter – leise, um seine Mutter nicht aufzuwecken. Er stutzte den qualmenden Docht und drehte die Flamme so hoch wie möglich. Das Licht reichte noch immer kaum zum Lesen, und das Arbeitszimmer war zu dieser Nachtzeit ungemütlich kalt. Doch Shaman nahm den ersten Band und fing an zu lesen, und im gleichen Augenblick vergaß er die schlechte Beleuchtung und die unangenehme Temperatur, denn nun erfuhr er über seinen Vater und sich selbst mehr, als er je hatte wissen wollen.



ZWEITER TEIL

FrISChe Leinwand,  
neues Gemälde

11. März 1839

## Der Einwanderer

Zum erstenmal sah Rob J. Cole die Neue Welt, als an einem nebligen Frühlingstag das Postschiff *Cormorant* – ein schwerfälliges Schiff mit drei kurzen Masten und einem Besansegel, und dennoch der Stolz der Black Ball Line – von der Flut in einen geräumigen Hafen geschoben wurde und dort seinen Anker in die kabbelige Dünung warf. East Boston war nichts Besonderes und bestand nur aus ein paar Reihen schlecht gebauter Holzhäuser, aber von einem der Piers aus nahm Rob J. für drei Pence eine kleine Dampfschiffähre, die ihn auf verschlungenem Kurs durch eine beeindruckende Ansammlung von Schiffen und Kähnen auf die andere Seite, zum eigentlichen Hafenviertel, brachte, einer wild wuchernden Siedlung aus Wohnbauten und Geschäftshäusern, die beruhigend nach verfaulendem Fisch, Bilgenwasser und geteertem Seil roch wie jeder schottische Hafen auch.

Er war hochgewachsen und breit, größer als die meisten. Das Gehen fiel ihm schwer, als er sich auf der krummen Kopfsteinpflasterstraße, die vom Wasser wegführte, in Bewegung setzte, denn die Seereise steckte ihm noch in den Knochen. Auf der linken Schulter trug er einen schweren Schiffs koffler, und unter seinem rechten Arm klemmte, als habe er eine Frau um die Taille gefaßt, ein großes Saiteninstrument. Er sog Amerika mit jeder Pore ein. Schmale Straßen, kaum breit genug für Karren und Kutschen, die meisten Gebäude aus Holz oder aus sehr roten Ziegeln, die Geschäfte voller Waren, über den Türen farbenfrohe Schilder mit vergoldeten Buchstaben. Er bemühte sich, die Frauen, die aus den Geschäften kamen, nicht anzustarren, obwohl er wie betrunken war vor Sehnsucht nach dem Geruch einer Frau.

Er spähte kurz in ein Hotel, das *American House*, doch die Lüster und die Perserteppiche schüchterten ihn ein, und er wußte, daß die Preise zu hoch für ihn waren. In einem billigen Lokal aß er eine Tasse Fischsuppe und fragte zwei Kellner, ob sie ihm eine billige, aber saubere Pension empfehlen könnten.

»Da mußt du dich schon entscheiden, Junge, entweder das eine oder das andere«, sagte der eine. Doch der andere schüttelte den Kopf und schickte ihn zu Mrs. Burton in der Spring Lane.

Das einzig freie Quartier war eine ehemalige Dienstbotenkammer auf dem Dachboden neben den Zimmern des Knechts und des Dienstmädchens. Es war nicht nur winzig, sondern man mußte auch drei Stockwerke hochsteigen, und da es direkt unter den Dachsparren lag, war es im Sommer mit Sicherheit heiß und im Winter kalt. Es gab lediglich ein schmales Bett, einen kleinen Tisch mit einer angeschlagenen Waschschüssel und einen weißen Nachttopf. Mit Frühstück – Porridge, Kekse und ein Hühnerei – kostete das Zimmer einen Dollar fünfzig Cent die Woche, erklärte ihm Louise Burton. Sie war eine farblose Witwe Mitte der Sechzig mit unverblümt neugierigem Blick.

»Was haben Sie da unterm Arm?«

»Man nennt es eine Gambe.«

»Verdienen Sie Ihren Lebensunterhalt als Musiker?«

»Ich spiel' nur zum Vergnügen. Meinen Lebensunterhalt verdiene ich als Arzt.«

Sie nickte skeptisch. Dann verlangte sie eine Vorauszahlung und nannte ihm ein Wirtshaus in der Nähe der Beacon Street, wo er für einen weiteren Dollar pro Woche sein Abendessen bekommen könne.

Sobald sie gegangen war, fiel er ins Bett. Den ganzen Nachmittag und den Abend schlief er traumlos, nur das Stampfen und Rollen des Schiffs glaubte er gelegentlich noch zu spüren, und am nächsten Morgen erwachte er wieder frisch und jung. Beim Frühstück saß er neben einem anderen Pensionsgast, Stanley Finch, der bei einem Hutmacher in der Summer Street arbeitete. Von Finch erfuhr er zwei äußerst wichtige Dinge:

Für vierundzwanzig Cent konnte man sich von Lem Raskin, dem Hausdiener, Wasser erhitzen und in eine winzige Wanne gießen lassen; und in Boston gab es drei Krankenhäuser: das Massachusetts General, das Lying-In und das Eye and Ear Infirmary, die Augen- und Ohrenklinik. Nach dem Frühstück lag er selig in der Wanne und fing erst an, sich abzuschrubben, als das Wasser kalt wurde. Anschließend gab er sich alle Mühe, seine Kleidung so präsentabel wie möglich zu machen. Beim Hinuntergehen sah er das Dienstmädchen, das auf den Knien die Treppe wischte. Ihre nackten Arme waren sommersprossig, und ihr rundlicher Hintern wackelte im Takt der heftigen Schrubbewegungen. Ein mürrisches, altjüngferliches Gesicht sah zu ihm hoch, als er vorbeiging, und er bemerkte, daß die roten Haare, die unter ihrer Haube hervorlugten, die Tönung hatten, die ihm am wenigsten gefiel, nämlich die nasser Karotten.

Im Massachusetts General wartete er den halben Vormittag, bis er von einem Dr. Walter Channing empfangen wurde, der ihm ohne Umschweife sagte, daß die Klinik keine zusätzlichen Ärzte brauche. In den beiden anderen Krankenhäusern machte er sehr schnell die gleiche Erfahrung. Im Lying-In schüttelte ein junger Arzt namens David Humphreys Storer mitfühlend den Kopf. »Die Harvard Medical School entläßt jedes Jahr junge Ärzte, die um eine Anstellung Schlange stehen, Dr. Cole. Ehrlich gesagt, ein Fremder hat da wenig Aussicht.«

Rob J. wußte, was Dr. Storer nicht gesagt hatte: Einige der ansässigen Jungmediziner profitierten vom Ruf ihrer Familie und von deren Beziehungen, so wie es für ihn in Edinburgh von Vorteil gewesen war, zur bekannten Medizinerdynastie der Coles zu gehören.

»Ich würde es in einer anderen Stadt versuchen, vielleicht in Providence oder New Haven«, sagte Dr. Storer, und Rob J. murmelte seinen Dank und verließ ihn. Doch einen Augenblick später kam ihm Dr. Storer nachgelaufen. »Es gibt da noch eine entfernte Möglichkeit«, sagte er. »Sie müssen mit Dr. Walter Aldrich sprechen.«

Der Arzt hatte seine Praxis zu Hause, in einem gepflegten weißgestrichenen Holzhaus an der Südseite einer großen Grünfläche, die The Common hieß. Es war gerade Sprechstunde, und Rob J. mußte lange warten. Dr. Aldrich erwies sich als stattlicher Mann mit einem grauen Vollbart, der freilich den wie eine Schnittwunde wirkenden Mund nicht verbergen konnte. Er hörte zu, während Rob J. erzählte, und unterbrach ihn hin und wieder mit einer Frage. »Am Universitätskrankenhaus von Edinburgh? Unter dem Chirurgen William Fergusson? Warum haben Sie denn eine solche Assistentenstelle aufgegeben?«

»Man hätte mich nach Australien deportiert, wenn ich nicht geflohen wäre.« Rob J. wußte, daß seine einzige Hoffnung in der Wahrheit lag. »Ich habe ein Pamphlet verfaßt, das zu einem Arbeiteraufstand gegen die englische Krone führte, die Schottland seit Jahren ausbluten läßt. Es kam zu Straßenschlachten, Menschen wurden getötet.«

»Eine offene Antwort«, sagte Dr. Aldrich und nickte. »Ein Mann muß für das Wohlergehen seines Landes kämpfen. Mein Vater und mein Großvater haben gegen die Engländer gekämpft.« Er betrachtete Rob J. mit abwägendem Blick. »Es gibt da eine Möglichkeit. Bei einer wohlthätigen Einrichtung, die Ärzte zu den Bedürftigen der Stadt schickt.«

Es klang nach schmutziger Arbeit ohne Zukunftsaussichten. Dr. Aldrich sagte, die meisten Gemeindeärzte erhielten fünfzig Dollar pro Jahr und seien froh um die Erfahrung, doch Rob fragte sich, was ein Arzt aus Edinburgh in einem provinziellen Elendsviertel Neues über Medizin lernen könne.

»Wenn Sie Mitglied der Boston Dispensary werden, kann ich Ihnen eine Assistentenstelle für die Abendvorlesungen im anatomischen Institut der Tremont Medical School beschaffen. Das bringt Ihnen zusätzlich zweihundertfünfzig Dollar pro Jahr.«

»Ich glaube nicht, daß ich mit dreihundert Dollar existieren kann, Sir. Ich habe praktisch keine eigenen Mittel.«

»Etwas anderes habe ich nicht anzubieten. Genaugenommen beläuft sich das Jahreseinkommen auf dreihundertfünfzig Dollar. Die freie Stelle ist im achten Distrikt, und für den hat der

Beirat des Dispensary vor kurzem eine Erhöhung des Gemein-  
dearztgehalts auf hundert Dollar beschlossen.«

»Warum bekommt man im achten Distrikt doppelt soviel wie  
in den anderen?«

Nun war es an Dr. Aldrich, offen und ehrlich zu antworten.  
»Dort leben die Iren«, sagte er in einem Ton, der so dünn und  
blutleer war wie seine Lippen.

Am nächsten Morgen stieg Robert J. im Haus Washington  
Street Nr. 109 knarrende Treppen hinauf und betrat die über-  
füllte Apotheke, die den einzigen Geschäftsraum der Boston  
Dispensary, einer Art städtischen Gesundheitsbehörde, dar-  
stellte. Hier drängten sich bereits die Ärzte, die auf ihre Patien-  
tenzuweisungen für diesen Tag warteten. Charles K. Wilson, der  
Direktor, war geschäftsmäßig kurz angebunden, als Rob J. an  
die Reihe kam: »Soso. Neuer Arzt für den achten Distrikt, was?  
Na ja, das Viertel war eine Zeitlang ohne Betreuung. Die da  
warten auf Sie«, sagte er und gab ihm einen Stapel Zettel, jeder  
mit einem Namen und einer Adresse.

Wilson erklärte ihm die Vorschriften und beschrieb ihm den  
achten Distrikt. Die Broad Street trennte den Hafen und die  
Docks von den hochaufragenden Häuserzeilen Fort Hills. Als  
die Stadt noch jung war, prägten Großhändler dieses Viertel, die  
sich hier prächtige Residenzen bauten, um in der Nähe ihrer La-  
gerhäuser und Geschäfte zu sein. Im Lauf der Zeit übersiedel-  
ten sie in andere, bessere Gegenden, und Yankees aus der Ar-  
beiterschicht übernahmen die Häuser, die dann in kleinere  
Wohneinheiten unterteilt und von noch ärmeren Einheimischen  
bezogen wurden, bis schließlich die irischen Einwanderer ka-  
men, die aus den Bäuchen der Schiffe quollen. Zu dieser Zeit  
waren die riesigen Häuser bereits verkommen und vernachläs-  
sigt, die Wohnungen wurden immer weiter unterteilt und zu  
ungerechtfertigt hohen Preisen wochenweise untervermietet.  
Lagerhäuser wurden zu Bienenstöcken aus winzigen Zimmern  
ohne eine einzige Licht- oder Frischluftquelle, und der Wohn-  
raum war so knapp, daß neben und hinter jedem Gebäude häß-

liche, windschiefe Hütten entstanden. Das Ergebnis war ein abscheuliches Elendsviertel, in dem bis zu zwölf Personen ein Zimmer bewohnten: Eheleute, Brüder, Schwestern und Kinder, die manchmal alle in ein und demselben Bett schliefen. Wilsons Angaben folgend, fand Rob J. den achten Distrikt. Der Gestank der Broad Street, das Miasma, das zu wenige und von zu vielen Menschen benutzte Toiletten ausströmten, war der Geruch der Armut, der in jeder Stadt der Welt der gleiche war. Doch ein Teil Rob J.s, der genug davon hatte, ein Fremder zu sein, freute sich über die irischen Gesichter. Denn diese Menschen waren keltischer Abstammung wie er. Sein erster Patientenschein lautete auf den Namen Patrick Geoghegan am Half Moon Place. Die Adresse hätte ebensogut auf einem anderen Planeten sein können, denn in dem Labyrinth von Gassen und namenlosen Privatwegen, die von der Broad Street abgingen, verirrte er sich sofort. Schließlich gab er einem Jungen mit schmutzigem Gesicht einen Penny, um sich zu einem winzigen, überfüllten Platz führen zu lassen. Weitere Nachforschungen brachten ihn in den obersten Stock eines Hauses, wo er sich durch Zimmer, die von zwei anderen Familien bewohnt wurden, einen Weg zu der winzigen Unterkunft der Geoghegans bahnte. Eine Frau saß in dem Zimmer und suchte bei Kerzenlicht den Kopf eines Kindes nach Läusen ab.

»Patrick Geoghegan?« Rob J. mußte den Namen wiederholen, bevor er mit einem heiseren Flüstern belohnt wurde: »Mein Dad... Vor fünf Tagen isser gestorben, am Hirnfieber.«

So nannten auch die Leute in Schottland jedes hohe Fieber mit Todesfolge. »Das tut mir sehr leid, Madam«, sagte er. Doch sie sah nicht einmal auf.

Unten im Hof blieb er stehen und sah sich um. Er wußte, daß es in jedem Land solche Straßen gab, Straßen, in denen eine so erdrückende Ungerechtigkeit herrschte, daß sie ihre eigenen Bilder, Geräusche und Gerüche hervorbrachten: Ein käsig-bleiches Kind saß auf einer Schwelle und nagte an einer Speckrinde wie ein Hund an einem Knochen; drei nicht zueinander passende Schuhe, so abgetragen, daß sie nicht mehr zu reparieren

waren, schmückten die mit Abfall übersäte, staubige Gasse; ein Betrunkener sang ein weinerliches Lied über die grünen Hügel eines entfernten Landes wie eine Hymne; und über allem waberte der Geruch von gekochtem Kohl und der feuchte Gestank von verstopften Abflüssen und unzähligen Arten von Dreck. Er kannte die Armenviertel von Edinburgh und Paisley und die steinernen Häuserschluchten unzähliger Städte, wo Erwachsene und Kinder vor Tagesanbruch aufbrachen, um sich zu den Baumwollfabriken und Wollspinnereien zu schleppen und erst lange nach Anbruch der Nacht zurückzukehren, Menschen, die ausschließlich in der Dunkelheit unterwegs waren. Ihm kam plötzlich die Ironie seiner Lage zu Bewußtsein: Aus Schottland war er geflohen, weil er die Kräfte bekämpft hatte, die solche Elendsviertel entstehen ließen, und jetzt, in diesem neuen Land, wurde er wieder mit der Nase hineingestoßen.

Sein zweiter Schein führte ihn zu Martin O'Hara am Humphrey Place, einer Hützensiedlung am Rande von Fort Hill. Er mußte über eine knapp zwanzig Meter hohe Holzterrasse, die so steil war, daß man sie beinahe wie eine Leiter hochklettern mußte. Neben der Treppe verlief eine offene Rinne, in der die ungeklärten Abwässer des Humphrey Place nach unten stürzten und die Probleme des Half Moon Place noch verschlimmerten.

Trotz des Elends seiner Umgebung bemühte sich Rob J., schnell zu arbeiten, und machte sich dabei vertraut mit seinem Betätigungsfeld. Es war eine anstrengende Tätigkeit, und doch erwarteten ihn am Ende des Nachmittags nur eine karge, von Sorgen umdüsterte Mahlzeit und der Abend mit seiner zweiten Beschäftigung. Die beiden Stellen würden ihm erst nach einem Monat den ersten Lohn einbringen, und für das Geld, das er noch hatte, konnte er sich nicht mehr oft ein Abendessen kaufen.

Das anatomische Institut der Tremont Medical School bestand aus einem großen Raum über Thomas Metcalfes Apotheke am Tremont Place Nr. 35, der gleichzeitig als Hörsaal diente. Geleitet wurde es von einer Gruppe Professoren mit Harvard-Examen, die aus Unzufriedenheit mit der chaotischen



Mediziner Ausbildung an ihrer Alma Mater ein streng reglementiertes und kontrolliertes Dreijahresprogramm entwickelt hatten, das ihrer Ansicht nach bessere Ärzte hervorbrachte.

Der Pathologieprofessor, unter dem er als Sezierassistent arbeiten sollte, erwies sich als kurzer, säbelbeiniger Mann, der nur zehn Jahre älter war als er. »Ich heiÙe Holmes. Sind Sie ein erfahrener Dozent, Dr. Cole?«

»Nein. Ich habe noch nie unterrichtet. Aber ich habe Erfahrung in der Chirurgie und beim Sezieren.«

Na, wir werden sehen, schien Dr. Holmes' kühles Nicken zu bedeuten. Er erklärte ihm kurz die Handgriffe, die zur Vorbereitung der Vorlesung nötig waren. Es handelte sich bis auf wenige Ausnahmen um Routinearbeiten, mit denen Rob J. vertraut war. Er und Fergusson hatten in Edinburgh jeden Morgen vor der Visite Autopsien vorgenommen, zu Forschungszwecken, aber auch zur Übung, damit sie beim Operieren ihrer Patienten immer schneller und sicherer wurden. Jetzt zog Rob J. das Laken von dem dünnen Leichnam eines Jungen, band sich eine lange, graue Arbeitsschürze um und legte die Instrumente zurecht, während bereits die ersten Studenten eintrafen.

Es waren insgesamt nur sieben Medizinstudenten. Dr. Holmes stand an einem Pult neben dem Seziertisch. »Als ich in Paris Anatomie studierte«, begann er, »konnte sich jeder Student für fünfzig Sou eine komplette Leiche besorgen. Es gab da eine Stelle, an der sie jeden Tag pünktlich um zwölf Uhr mittags verkauft wurden. Aber heutzutage ist das Angebot an Leichen zu Studienzwecken sehr rar. Diese da – ein sechzehnjähriger Junge, der heute morgen an einer Kongestion der Lunge gestorben ist – hat uns die staatliche Wohlfahrtsbehörde überlassen. Doch heute abend werden Sie noch nicht sezieren. In einer späteren Vorlesung werden wir die Leiche unter Ihnen aufteilen, zwei von Ihnen werden je einen Arm zur Untersuchung bekommen, zwei je ein Bein und die restlichen den Rumpf.«

Während Dr. Holmes erklärte, was sein Assistent tat, öffnete Rob J. den Brustkorb des Jungen und begann, die Organe zu entfernen und zu wiegen, wobei er jedesmal das Gewicht mit

lauter Stimme verkündete, damit der Professor es aufschreiben konnte. Danach mußte er auf verschiedene Körperpartien deuten, um zu illustrieren, was der Professor sagte. Holmes sprach stockend und mit hoher Stimme, doch Rob J. merkte sehr schnell, daß die Studenten seine Vorlesung als Leckerbissen betrachteten. Er scheute vor derben Ausdrücken nicht zurück, und um zu demonstrieren, wie der Arm sich bewegt, markierte er einen kräftigen Aufwärtshaken; zur Erläuterung des Bewegungsablaufs des Beins schwang er seines hoch in die Luft, und um zu zeigen, wie die Hüfte funktioniert, vollführte er einen Bauchtanz. Die Studenten hingen an seinen Lippen und verfolgten jede seiner Bewegungen, und am Ende der Vorlesung bedrängten sie ihn mit Fragen. Der Professor beantwortete sie und ließ dabei seinen neuen Assistenten nicht aus den Augen, der in der Zwischenzeit die Leiche und die anatomischen Präparate in den Konservierungstank legte, den Tisch schrubhte und dann die Instrumente reinigte, abtrocknete und aufräumte. Rob J. wusch sich gerade gründlich die Hände, als der letzte Student ging.

»Sie waren nicht schlecht.«

Warum auch nicht, wollte Rob J. sagen, es ist schließlich eine Arbeit, die auch jeder intelligente Student verrichten kann. Statt dessen ertappte er sich bei der Frage, ob er einen Vorschuß erhalten könne.

»Ich habe gehört, Sie arbeiten für die Dispensary. Ich habe selbst einmal für diesen Verein gearbeitet. Verdammte harte Arbeit, bei der man bestimmt nicht reich wird. Aber sehr lehrreich.« Holmes nahm zwei Fünf-Dollar-Scheine aus seiner Brieftasche. »Genügt ein halber Monatslohn?«

Rob J. versuchte, sich die Erleichterung nicht allzusehr anmerken zu lassen, als er Dr. Holmes versicherte, daß dies genüge. Sie löschten die Lampen, verabschiedeten sich am Fuß der Treppe und gingen ihrer Wege. Als Rob J. an einer Bäckerei vorbeikam, nahm ein Mann eben Tablett mit Gebäck aus dem Fenster, weil er den Laden schließen wollte, und Rob J. ging hinein und kaufte sich zur Feier des Tages zwei Brombeertörtchen.

Er hatte vor, sie auf seinem Zimmer zu verspeisen, doch im Haus an der Spring Lane war das Dienstmädchen noch auf und wusch das Geschirr. Er ging in die Küche und zeigte ihr die Törtchen. »Eins gehört dir, wenn du mir hilfst, ein bißchen Milch zu klauen.«

Sie lächelte. »Brauchst nicht zu flüstern! Sie schläft schon.« Sie deutete nach oben, wo Mrs. Burtons Zimmer lag. »Wenn die mal schnarcht, weckt sie nichts mehr auf.« Sie trocknete sich die Hände ab und holte Milch, dazu zwei saubere Tassen. Sie heißte Margaret Holland, sagte sie, aber jeder nenne sie Meg. Nach dem Festmahl klebte ihr ein Milchbart an der Oberlippe, und er beugte sich über den Tisch und wischte ihn mit ruhigen Chirurgenfingern weg.

## Die Anatomiestunde

Sehr schnell entdeckte Rob J. den schrecklichen Makel, welcher der Arbeitsweise der Dispensary anhaftete. Die Namen auf den Scheinen, die er jeden Morgen erhielt, waren nicht die der am schwersten Erkrankten im Fort Hill Viertel. Die medizinische Versorgung erwies sich als ungerecht und undemokratisch. Die Patientenscheine wurden an die reichen Spender der Organisation verteilt, und die füllten sie aus, um sie an jene weiterzugeben, die sie mochten, meistens an ihre eigene Dienerschaft als Belohnung. Häufig wurde er zu Leuten gerufen, die nur geringfügige Beschwerden hatten, während ein paar Türen weiter ein Mittelloser ohne ärztliche Betreuung starb. Der Eid, den er geleistet hatte, verbot ihm, Schwerstkranke unbehandelt zu lassen, doch wenn er seine Stelle behalten wollte, mußte er eine große Anzahl von Scheinen abliefern und nachweisen, daß er die Patienten behandelt hatte, deren Namen auf diesen standen.

Eines Abends sprach er nach der Vorlesung mit Dr. Holmes über dieses Problem. »Als ich für die Dispensary gearbeitet habe«, sagte der Professor, »habe ich bei den Freunden meiner Familie, die gespendet haben, unausgefüllte Behandlungsscheine

gesammelt. Ich werde das wieder tun und sie Ihnen geben.« Rob J. war dankbar dafür, doch seine Stimmung wurde nicht besser. Er würde nie genug Blankoscheine zusammenbringen, um alle bedürftigen Patienten in seinem Distrikt behandeln zu können. Dazu hätte man eine ganze Armee von Ärzten gebraucht.

Oft war es der einzige Lichtblick seines Tages, sich spätabends, wenn er in die Spring Lane zurückkehrte, ein paar Minuten zu Meg Holland in die Küche zu setzen und mit ihr heimlich beiseite geschaffte Überbleibsel zu essen. Er gewöhnte es sich an, ihr kleine Geschenke mitzubringen, eine Tüte heiße Maronen, ein Stück Ahornzucker oder ein paar gelbe Pippinäpfel. Das irische Mädchen erzählte ihm den Hausklatsch: daß Mr. Stanley Finch – dieser Aufschneider! – ein Mädchen geschwängert habe und ausgerissen sei, daß Mrs. Burton einmal sehr nett und dann wieder unausstehlich sein könne oder daß der Hausdiener Lem Raskin, der im Zimmer neben Rob J. wohnte, einen mächtigen Durst habe.

Nach etwa einer Woche ließ sie sehr beiläufig die Bemerkung fallen, daß Lem, wenn man ihm ein Viertel Brandy spendiere, alles auf einmal austrinke und dann nicht mehr wach zu kriegen sei.

Am folgenden Abend bezahlte Rob J. Lemuel sein Quantum Brandy.

Die Wartezeit wurde ihm lang, und mehr als einmal sagte er sich, daß das Mädchen ihn an der Nase herumgeführt habe. In dem alten Haus gab es eine Unzahl von nächtlichen Geräuschen, knarrende Dielen, Lems kehliges Schnarchen und immer wieder geheimnisvolles Knacken in den hölzernen Zwischenwänden. Schließlich hörte er ein sehr leises Geräusch an der Tür, nur die Andeutung eines Klopfens, und als er öffnete, schlüpfte Margaret Holland, schwach nach Frau und Geschirrwasser riechend, herein, flüsterte, daß es eine kalte Nacht werde, und streckte ihm zur Rechtfertigung ihres Kommens eine fadenscheinige zusätzliche Decke entgegen.

Kaum drei Wochen nach der Sektion des Jugendlichen erhielt

die Tremont Medical School eine neue anatomische »Fundgrube«, die Leiche einer jungen Frau, die im Gefängnis an Kindbettfieber gestorben war. An diesem Abend wurde Professor Holmes im Massachusetts General aufgehalten, und Dr. David Storer vom Lying-In übernahm die Vorlesung. Bevor Rob J. mit dem Sezieren beginnen durfte, bestand Dr. Storer auf einer eingehenden Untersuchung der Hände seines Assistenten. »Kein eingerissenes Nagelbett, keine Verletzungen der Haut?«

»Nein, Sir«, erwiderte Rob J. etwas verstimmt, denn er sah keinen Grund für dieses Interesse an seinen Händen.

Nach der Vorlesung bat Storer die Studenten in einen anderen Teil des Saales, wo er ihnen die Untersuchung von Schwangeren oder Patientinnen mit Frauenkrankheiten demonstrieren wollte. »Sie werden feststellen, daß die züchtige Neuengländerin vor einer solchen Untersuchung zurückschreckt oder sie sogar verbietet«, sagte er. »Doch Sie haben die Aufgabe, ihr Vertrauen zu gewinnen, um ihr zu helfen.«

Dr. Storer hatte eine sehr dicke Frau im fortgeschrittenen Stadium der Schwangerschaft dabei, vermutlich eine Prostituierte, die für diese Demonstration engagiert worden war. Während Rob J. noch den Seziertisch reinigte, traf Professor Holmes ein. Als er mit seiner Arbeit fertig war, wollte Rob J. sich zu den Studenten gesellen, die die Frau untersuchten, doch Dr. Holmes versperrte ihm den Weg. »Nein, nein!« sagte der Professor. »Sie müssen sich gründlich waschen und gehen! Auf der Stelle, Dr. Cole! Warten Sie in der *Essex Tavern!* Ich will mir nur noch einige Unterlagen und Notizen zusammensuchen.«

Verwundert und verärgert gehorchte Rob J. Das Wirtshaus lag gleich um die Ecke. Weil er nervös war, bestellte er sich ein Bier, obwohl es ihm durch den Kopf schoß, daß seine Tage als Assistent vielleicht gezählt waren und er deshalb sein Geld nicht vergeuden sollte. Er hatte sein Glas kaum zur Hälfte ausgetrunken, als Harry Loomis, ein Student im zweiten Jahr, mit zwei Notizbüchern und einigen Nachdrucken medizinischer Artikel erschien.

»Die schickt Ihnen der Dichter.«

»Wer?«

»Wissen Sie das denn nicht? Er ist Bostons Hofdichter. Als Dickens Amerika besuchte, hat man Oliver Wendell Holmes gebeten, die Begrüßungsrede zu verfassen. Aber denken Sie sich nichts! Er ist ein besserer Arzt als Dichter. Seine Vorlesungen sind großartig, was?« Loomis bestellte sich fröhlich winkend ebenfalls ein Glas Bier. »Er nimmt's allerdings sehr genau mit dem Händewaschen. Glaubt nämlich, daß Dreck Wundinfektionen verursacht.«

Zu den Unterlagen gehörte eine Notiz, die auf der Rückseite einer überfälligen Laudanumrechnung der Apotheke Weeks & Potter gekritzelt war: *Dr. Cole, bitte lesen Sie das, bevor Sie morgen abend wieder in die Tremont Med. Schl. kommen! Ich verlasse mich darauf. Hochachtungsv., Holmes.*

Gleich nachdem er in sein Zimmer bei Mrs. Burton zurückgekehrt war, begann er zu lesen, zuerst etwas verärgert, doch dann mit wachsendem Interesse. Es handelte sich in der Hauptsache um einen Artikel, den Holmes zuerst im »New England Quarterly Journal of Medicine« und dann als Zusammenfassung im »American Journal of the Medical Sciences« veröffentlicht hatte. Zunächst kamen Rob J. die Fälle, von denen Holmes berichtete, vertraut vor, denn sie entsprachen genau dem, was auch in Schottland passierte, daß nämlich ein hoher Prozentsatz schwangerer Frauen an außergewöhnlich hohem Fieber erkrankte, das sehr schnell zu einer allgemeinen Infektion und schließlich zum Tod führte.

Doch dann war in Holmes' Artikel von einem Arzt namens Whitney aus Newton in Massachusetts die Rede, der, assistiert von zwei Medizinstudenten, eine Obduktion an einer an Kindbettfieber gestorbenen Frau vorgenommen hatte. Dr. Whitney hatte an einem Finger ein eingerissenes Nagelbett, einer der Studenten eine kleine offene Brandwunde an der Hand. Für die beiden Männer waren diese Verletzungen nichts als eine lästige Kleinigkeit, doch innerhalb weniger Tage begann der Arm des Arztes zu kribbeln. Etwa in der Höhe des Ellbogens zeigte sich

eine erbsengroße Rötung, von der eine dünne rote Linie bis zum verletzten Nagelbett verlief. Der Arm schwell sehr schnell auf das Doppelte seines normalen Umfangs an, und der Arzt wurde von hohem Fieber und heftigem Erbrechen heimgesucht. Unterdessen war auch der Student mit der Brandwunde fiebrig geworden, und innerhalb weniger Tage verschlechterte sich sein Zustand dramatisch. Seine Haut färbte sich violett, sein Bauch schwell stark an, und schließlich starb der junge Mann. Auch Dr. Whitney stand an der Schwelle zum Tod, doch er erholte sich langsam und wurde wieder gesund. Der zweite Medizinstudent, der die Autopsie ohne eine Verletzung an den Händen durchgeführt hatte, zeigte kein ernst zu nehmendes Symptom.

Der Fall wurde bekannt, und die Ärzte in Boston diskutierten über eine naheliegende Verbindung zwischen offenen Wunden und einer Infektion mit Kindbettfieber, kamen aber kaum zu Ergebnissen. Einige Monate später untersuchte dann in Lynn ein Arzt mit offenen Wunden an den Händen eine Frau mit Kindbettfieber und starb innerhalb weniger Tage an einer massiven Infektion. Bei einer Versammlung der Boston Society for Medical Improvement wurde eine interessante Frage aufgeworfen: Was wäre passiert, wenn der Arzt keine offenen Wunden an den Händen gehabt hätte? Auch wenn er sich nicht infiziert hätte, hätte er dann nicht infektiöses Material an seinen Händen herumgetragen und für seine Verbreitung gesorgt, sooft er mit der offenen Wunde eines anderen Patienten oder dem blutenden Unterleib einer frisch entbundenen Mutter in Berührung gekommen wäre?

Oliver Wendell Holmes war diese Frage nicht mehr aus dem Sinn gegangen. Mehrere Wochen lang beschäftigte er sich mit ihr, er besuchte Bibliotheken, las in seinen eigenen Aufzeichnungen und erbat Fallberichte von Ärzten, die als Geburtshelfer praktizierten. Wie ein Mann, der ein Mosaik zusammensetzt, stellte er eine schlüssige Beweiskette auf, die ein ganzes Jahrhundert ärztlicher Erfahrung aus zwei Kontinenten abdeckte.

Die Fälle waren nur sporadisch aufgetreten und hatten keinen Eingang in die medizinische Fachliteratur gefunden. Erst als sie

zusammengestellt und miteinander verglichen wurden, ergab sich aus ihnen eine überraschende und zugleich fürchterliche Erkenntnis: Kindbettfieber wurde von Ärzten, Krankenschwestern, Hebammen und Krankenhausbediensteten verursacht, die nach der Berührung mit einer infizierten Frau andere, nicht infizierte Frauen untersuchten und so zum Fiebertod verurteilten.

Das Kindbettfieber habe sich als eine Seuche entpuppt, für die der Ärztestand selber verantwortlich sei, schrieb Holmes. Und es müsse als Verbrechen gelten, als Mord, wenn ein Arzt, der dies wisse, eine Frau infiziere.

Zweimal las Rob J. die Artikel. Wie gerne hätte er diese Theorie verächtlich abgetan, doch Holmes' Fallberichte und Statistiken waren für jemanden, der sie unvoreingenommen las, nicht angreifbar. Wie konnte dieser lächerliche Doktor aus der Neuen Welt mehr wissen als Sir William Fergusson? Manchmal hatte er Sir William bei Autopsien an Patientinnen assistiert, die an Kindbettfieber gestorben waren. Danach hatten sie mitunter schwangere Frauen untersucht. Und jetzt zwang er sich, sich an die Frauen zu erinnern, die nach solchen Untersuchungen gestorben waren.

Allem Anschein nach konnte er in medizinischen Dingen theoretisch und praktisch von diesen Provinzlern doch noch etwas lernen.

Er stand auf und drehte den Docht höher, weil er das Material noch ein drittes Mal studieren wollte, doch da hörte er ein Kratzen an der Tür, und Margaret Holland schlüpfte ins Zimmer. Sie zierte sich etwas beim Ausziehen, doch in der kleinen Kammer gab es keinen Platz, wo sie sich hätte zurückziehen können, und außerdem zog er sich ebenfalls bereits aus. Sie legte ihre Sachen zusammen und nahm die Kette mit dem Kreuzifix ab. Ihr Körper war mollig, aber muskulös. Rob massierte die Druckstellen, die das Fischbeinkorsett auf ihrem Körper hinterlassen hatte, und wollte gerade zu erregenderen Zärtlichkeiten übergehen, als ein entsetzlicher Gedanke ihm unvermittelt innezuhalten gebot.



Er ließ von ihr ab, stand auf und schüttete Wasser in die Schüssel. Während das Mädchen ihn anstarrte, als hätten ihn plötzlich alle guten Geister verlassen, seifte er seine Hände ein und schrubbte sie. Dann noch einmal. Und noch ein drittes Mal. Schließlich trocknete er sie ab, kehrte ins Bett zurück und nahm das Liebespiel wieder auf.

Aber Margaret Holland konnte sich nicht mehr beherrschen und begann zu kichern. »Du bist der komischste junge Gentleman, den ich je kennengelernt habe«, flüsterte sie ihm ins Ohr.

## Der von Gott verfluchte Distrikt

Wenn Rob J. spätabends in sein Zimmer heimkam, war er so müde, daß er nur selten noch dazu fähig war, auf seiner Gambe zu spielen. Seine Bogenführung war un gelenk, doch die Musik war ein Balsam, der ihm allerdings stets schnell verwehrt wurde, weil Lem Raskin schon nach wenigen Minuten wütend gegen die Wand hämmerte. Da er es sich nicht leisten konnte, sich mit spendiertem Schnaps sowohl für sein Beisammensein mit Meg als auch für die Musik einen Freipaß zu verschaffen, litt die Musik.

In einer Fachzeitschrift in der Fakultätsbibliothek hatte er zwar gelesen, daß Frauen zur Schwangerschaftsverhütung Spülungen mit einem Aufguß aus Alaun und Weißbeichenrinde vornehmen sollten, doch er war überzeugt, sich nicht darauf verlassen zu können, daß Meg dergleichen regelmäßig tun würde. Harry Loomis nahm die Sache sehr ernst, als Rob J. ihn um Rat fragte, und schickte ihn zu einem hübschen grauen Haus an der Südseite von Cornhill. Mrs. Cynthia Worth war eine solide, weißhaarige Dame. Sie lächelte und nickte, als sie Harrys Namen hörte. »Medizinern mache ich einen günstigeren Preis.«

Ihre Ware bestand aus dem Blinddarm eines Schafes, einer natürlichen Darmausbuchtung, die nur an einem Ende offen und deshalb für eine Bearbeitung durch Mrs. Worth hervorragend geeignet war. Sie hob, stolz wie eine Fischfrau am Markt, ihre Erzeugnisse in die Höhe, als handle es sich um Meeresge-

tier mit fangfrischen Karfunkelaugen. Rob J. atmete tief ein, als er den Preis hörte, doch sie ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. »Da steckt viel Arbeit und Mühe darin«, sagte sie. Man müsse die Darmenden stundenlang in Wasser einweichen, dann umstülpen und in einer schwachen Alkalilösung, die alle zwölf Stunden gewechselt werde, quellen lassen, anschließend alle Schleimhäute sorgfältig abschaben und die Bauchfell- und Muskelfaserschichten über brennendem Schwefel abflämmen, in Seifenlauge waschen, aufblasen und trocknen; und schließlich müsse man sie am offenen Ende auf eine Länge von acht Zoll zurechtschneiden und mit einem roten oder blauen Zugbändchen versehen, damit die Herren sie, um der größeren Sicherheit willen, festbinden können. Die meisten Gentlemen kauften Dreierpackungen, sagte sie, weil sie so am preisgünstigsten seien.

Rob J. kaufte nur *ein* Schafdarmkondom. Er hatte keinen besonderen Farbwunsch und erhielt eines mit blauem Bändchen. »Wenn Sie sorgfältig damit umgehen, reicht auch eines.« Sie erklärte ihm, daß es wiederverwendet werden könne, wenn es nach jedem Gebrauch ausgewaschen, aufgeblasen und gepudert werde. Als Rob J. sie mit seiner Neuerwerbung verließ, wünschte sie ihm fröhlich einen guten Tag und bat ihn, sie an seine Kollegen und Patienten weiterzuempfehlen.

Meggy haßte das Ding. Dagegen freute sie sich sehr über ein Geschenk, das Rob J. von Harry Loomis erhielt mit der Aufforderung, er solle sich ein paar schöne Stunden damit machen. Es war eine Flasche mit einer farblosen Flüssigkeit, Stickoxydul oder Lachgas, wie es die Medizinstudenten und jungen Ärzte nannten, die sich häufig damit vergnügten. Rob träufelte etwas davon auf ein Tuch, um es mit Meggy einzuatmen, bevor sie miteinander ins Bett gingen. Der Versuch wurde ein uneingeschränkter Erfolg: Nie hatten ihre Körper drolliger gewirkt und der Geschlechtsakt selbst komischer und absurder.

Außer dem Vergnügen des Bettes war nichts zwischen ihnen. Wenn sie den Akt langsam vollzogen, entstand ein wenig Zärtlichkeit doch wenn sie sich stürmisch liebten, war es mehr Ver-

zweiflung als Leidenschaft. Unterhielten sie sich, erzählte sie ihm entweder Klatsch aus der Pension, was ihn langweilte, oder sie schwelgte in Erinnerungen an die alte Heimat, was er gern vermieden hätte, weil es ihn schmerzte. Die chemisch geförderte Fröhlichkeit, die sie einmal mit Hilfe des Stickoxyduls erreicht hatten, suchten sie nie wieder, denn ihre Heiterkeit im Bett war ziemlich laut gewesen, und obwohl der betrunkene Lem nichts gemerkt hatte, wußten sie doch, daß sie nur durch einen glücklichen Zufall unentdeckt geblieben waren. Sie lachten nur noch einmal miteinander, als Meggy trocken bemerkte, das Kondom müsse wohl von einem Widder stammen, und es *Old Horny* taufte, geiler alter Bock. Er machte sich Vorwürfe, weil er sie so häufig benutzte. Da ihm aufgefallen war, daß ihr Unterrock schon sehr fadenscheinig war, kaufte er ihr einen neuen – ein Geschenk des schlechten Gewissens. Sie freute sich sehr darüber, und er zeichnete sie in sein Tagebuch, wie sie auf seinem schmalen Bett lag, ein molliges Mädchen mit einem lächelnden Katzengesicht.

Er sah viel anderes, das er gern gezeichnet hätte, wenn ihm sein Beruf die Kraft dafür gelassen hätte. In Edinburgh hatte er aus Widerstand gegen die auf den legendären Medicus zurückgehende Familientradition der Coles ein Kunststudium begonnen und davon geträumt, Maler zu werden, wofür ihn seine Familie auch geeignet hielt. In seinem dritten Studienjahr sagte man ihm jedoch, daß er zwar künstlerisches Talent habe, aber nicht genug. Er hafte zu sehr an der sichtbaren Wirklichkeit und ihm fehle der entscheidende Funken Phantasie, die Vision. »Sie haben die Flamme, aber Ihnen fehlt die Hitze«, hatte sein Professor für Porträtzeichnen nicht unfreundlich, aber unumwunden gesagt. Rob J. war am Boden zerstört gewesen, bis zwei Dinge sich ereigneten. In den staubigen Archiven der Universitätsbibliothek stieß er auf eine anatomische Zeichnung. Sie war sehr alt, vermutlich aus der Zeit vor Leonardo, ein nackter Männerkörper, von dem die obersten Gewebeschichten abgelöst waren, damit man die Organe und Blutgefäße sehen konnte.

Die Zeichnung trug die Unterschrift: *Der zweite durchsichtige Mensch*, und mit freudigem Erschrecken sah Rob J., daß sie von einem seiner Vorfahren stammte, denn die Signatur lautete: *Robert Jeffrey Cole, nach der Manier von Robert Jeremy Cole*. Das war der Beweis, daß zumindest einige seiner Vorfahren sowohl Künstler wie Ärzte gewesen waren. Und zwei Tage später geriet er in einen Operationsaal und sah dort William Fergusson, den genialen Chirurgen, der mit absoluter Präzision und unglaublicher Geschwindigkeit arbeitete, um den Patienten so wenig Schmerzen wie möglich zuzufügen. Zum erstenmal verstand Rob J. die lange Ahnenreihe von Ärzten in seiner Familie, denn er erkannte, daß selbst die großartigste Leinwand nicht so kostbar sein konnte wie ein einziges menschliches Leben. Und in diesem Augenblick hatte er sich der Medizin verschrieben.

Vom Beginn seiner Ausbildung an besaß er das, was sein Onkel Ranald, ein praktischer Arzt in der Nähe von Glasgow, die Gabe der Coles nannte, die Fähigkeit festzustellen, ob ein Patient leben oder sterben würde, einfach indem man dessen Hände hielt. Es war die Sensibilität eines Heilers, ein diagnostischer sechster Sinn, zum Teil Instinkt, zum Teil Intuition und zum Teil eine ererbte Wahrnehmung, ein genetisches Erbe, das niemand begreifen oder erklären konnte. Und diese Gabe funktionierte so lange, wie sie nicht durch ein Übermaß an Alkohol abgestumpft wurde. Für einen Arzt war sie ein wirkliches Gottesgeschenk, doch jetzt, in diesem fremden Land, verdüsterte sie Rob J.s Gemüt, denn im achten Distrikt gab es zu viele Menschen, die sterben mußten.

Der von Gott verfluchte Distrikt, wie er ihn inzwischen nannte, beherrschte sein Leben. Die Iren waren mit den höchsten Erwartungen hier eingetroffen. Während in der alten Heimat ein Handlanger einen Sixpence pro Tag verdiente, wenn es Arbeit gab, herrschte in Boston weniger Arbeitslosigkeit, und die Handlanger verdienten mehr, mußten aber fünfzehn Stunden am Tag und alle sieben Tage der Woche schuften. Sie zahlten hohe Mieten für ihre Löcher, sie zahlten noch mehr für ihr Essen, und sie hatten keinen Garten, kein winziges Fleckchen

Erde, auf dem sie mehligte Kartoffeln ziehen konnten, keine Kuh, die ihnen Milch gab, kein Schwein, das ihnen Schinken lieferte. Der Distrikt verfolgte Rob J. mit seiner Armut, seinem Dreck und seinen Bedürfnissen, was ihn eigentlich hätte lähmen müssen, ihn aber zur Arbeit antrieb, bis er sich vorkam wie ein Mistkäfer, der versucht, einen Berg aus Schafskot zu bewegen. Der Sonntag hätte eigentlich ihm gehören sollen als eine kurze Zeitspanne der Erholung von der abstumpfenden Arbeit der schrecklichen Woche. Sonntag vormittags bekam sogar Meg ein paar Stunden frei, damit sie die Kirche besuchen konnte. Doch Rob J. ging Sonntag für Sonntag in den Distrikt, da er an diesem Tag ohne das Diktat der Patientenscheine frei über seine Zeit verfügen konnte. So waren in kürzester Zeit seine sonntäglichen, meist unentgeltlichen Hausbesuche zu einer festen Einrichtung geworden, denn wohin er sah, gab es Krankheiten, Verletzungen und Seuchen. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von dem Arzt, der das Ersische beherrschte, die uralte gälische Sprache der Iren und der Schotten. Sogar die Verbittertsten und Übellaunigsten wurden fröhlich und heiter, wenn sie die Laute der alten Heimat aus seinem Mund hörten. *Beannacht De ort, dochtuir oig!* Gott sei mit dir, junger Doktor! riefen sie ihm nach, wenn er durch die Straßen ging. Einer erzählte dem anderen von dem jungen Doktor, der »die Sprache spreche«, und bald redete er im Distrikt fast nur noch gälisch. Doch während man ihn in Fort Hill verehrte, war er in der Apotheke der Boston Dispensary weniger beliebt, denn plötzlich tauchten hier alle möglichen Patienten auf, die Rezepte von Dr. Robert Cole vorwiesen für Medikamente und Krücken ja sogar für Nahrungsmittel, die er bei Unterernährung verschrieb.

»Was geht denn da vor? Hm? Die stehen nicht auf der Liste der Patienten, die unsere Spender zur Behandlung empfohlen haben«, beklagte sich Mr. Wilson.

»Aber es sind diejenigen im achten Distrikt, die unsere Hilfe am dringendsten brauchen.«

»Trotzdem. Wir können nicht zulassen, daß der Schwanz mit

dem Hund wedelt. Wenn Sie bei der Dispensary bleiben wollen, Dr. Cole, müssen Sie unsere Regeln beachten!« ermahnte ihn Mr. Wilson streng.

Einer seiner Sonntagspatienten war Peter Finn vom Half Moon Place, der an einem Riß in der rechten Wade litt. Er hatte sich im Hafen ein paar Dollar verdienen wollen, als eine Kiste von einem Wagen fiel und ihm die Verletzung zufügte. Der nur mit einem schmutzigen Lumpen verbundene Riß war bereits stark geschwollen und schmerzte, als Finn ihn dem Arzt zeigte. Rob wusch und nähte die ausgefransten Fleischränder, doch die Wunde fing sofort an sich zu entzünden, und schon am nächsten Tag mußte er die Nähte wieder entfernen und eine Drainage legen. Die Infektion breitete sich mit erschreckendem Tempo aus, und nach wenigen Tagen wußte Rob J. dank seiner Gabe, daß er das Bein abnehmen mußte, wenn er Peter Finns Leben retten wollte.

Es war ein Donnerstag, und die Operation konnte nicht bis Sonntag aufgeschoben werden, also mußte er der Dispensary wieder einmal Zeit stehlen. Und er war nicht nur gezwungen, einen der kostbaren Blankoscheine zu verwenden, die er von Dr. Holmes hatte, er mußte Rose Finn auch von seinem wenigen, schwer verdienten Geld geben, damit sie den Krug schwarz gebrannten Whiskeys besorgen konnte, der für die Operation so notwendig war wie das Messer.

Joseph Finn, Peters Bruder, und sein Schwager Michael Bodie erklärten sich widerstrebend bereit, Rob J. zu assistieren. Er wartete, bis Peter von dem mit Morphinum versetzten Whiskey halb besinnungslos auf dem Küchentisch lag wie ein Opferlamm. Doch schon beim ersten Anblick des Skalpell traten dem Dockarbeiter in ungläubigem Entsetzen die Augen aus den Höhlen, seine Nackenmuskeln schwellen an, und sein Aufschrei war wie eine Anschuldigung, die den Bruder erleichen und den Schwager hilflos und zitternd dastehen ließ. Rob J. hatte das verletzte Bein am Tisch festgebunden, da aber Peter brüllend um sich schlug wie ein Tier in Todesangst, schrie er die beiden Männer an: »Haltet ihn fest! Haltet ihn doch fest!«

Er führte das Messer, wie er es von Fergusson gelernt hatte, präzise und schnell. Die Schreie verstummten, als er durch Fleisch und Muskeln schnitt, doch das Zähneknirschen des Mannes war noch schlimmer als sein Brüllen. Als Rob J. die Oberschenkelarterie durchtrennte, spritzte hellrotes Blut heraus, und er versuchte, Bodies Hand zu nehmen und ihm zu zeigen, wie er den Blutfluß abdrücken konnte. Der Schwager aber wich zurück.

»Komm her, du verdammter Hurensohn!«

Doch Bodie rannte weinend die Treppe hinunter. Rob J. versuchte zu arbeiten, als hätte er sechs Hände. Dank seiner Körpergröße und seiner Kraft gelang es ihm, zusammen mit Joseph den um sich schlagenden Peter auf den Tisch niederzudrücken und gleichzeitig das schlüpfrige Ende der Arterie mit den Fingern zusammenzudrücken. Doch als er losließ, um nach der Säge zu greifen, begann die Blutung von neuem.

»Zeigen Sie mir, was ich tun soll!« Rose Finn stand plötzlich neben ihm. Ihr Gesicht war aschfahl, doch es gelang ihr, die Arterie zu fassen und das Blut aufzuhalten. Rob J. sägte den Knochen durch, setzte noch ein paar schnelle Schnitte, und das Bein löste sich vom Körper. Jetzt konnte er die Arterie abbinden und die Hautlappen zusammennähen. Peter Finns Blick war inzwischen glasig vom Schock, und das einzige, was man noch von ihm hörte, war sein heiserer, stockender Atem.

Rob J. wickelte das Bein in ein schmutziges, zerschlissenes Handtuch und nahm es mit, um es später im anatomischen Institut zu untersuchen. Er war wie betäubt vor Erschöpfung, doch mehr, weil er sich bewußt war, welche Leiden er Peter Finn zugefügt hatte, als wegen des Kraftaufwands, den die Operation gekostet hatte. Seine blutverschmierten Kleider konnte er nicht reinigen, doch Hände und Arme wusch er sich an einem öffentlichen Brunnen, bevor er zu seiner nächsten Patientin ging, einer zweiundzwanzigjährigen Frau, von der er wußte, daß sie an Schwindsucht sterben würde.

Zu Hause in ihrem eigenen Viertel fristeten die Iren ein elendes Leben, außerhalb ihres Viertels jedoch wurden sie beschimpft.

Rob J. sah die Plakate in den Straßen: *Alle Katholiken und alle, die die katholische Kirche unterstützen, sind gemeine Betrüger, Lügner, Gauner und feige Halsabschneider. Ein wahrer Amerikaner.*

Einmal pro Woche besuchte er eine Medizinvorlesung im Hörsaal des Athenaeum an der Pearl Street. Manchmal saß er nach der Diskussion noch in der Bibliothek und las die »Boston Evening Transcript«, in der der Haß, der die Gesellschaft zerriß, seinen Niederschlag fand. Angesehene Geistliche wie Reverend Lyman Beecher von der Congregational Church an der Hanover Street schrieben unzählige Artikel über »die babylonische Hure« und »die stinkende Bestie des römisch-katholischen Glaubens«. Politische Parteien verherrlichten den im Land geborenen Amerikaner und zogen über »dreckige, unwissende irische und deutsche Einwanderer« her.

Als er die überregionalen Zeitungen las, um mehr über Amerika zu erfahren, erkannte er, daß es eine habsüchtige Nation war, die mit beiden Händen nach neuem Land griff. Vor kurzem erst hatte sie Texas annektiert, durch einen Vertrag mit Großbritannien das Gebiet von Oregon erworben und wegen Kalifornien und des Südwestteils des Kontinents gegen Mexiko Krieg geführt. Die Grenze war der Mississippi, der die Zivilisation von der Wildnis trennte, in die man die Prärieindianer vertrieben hatte.

Rob J. war fasziniert von Indianern. In seiner Kindheit hatte er die Romane von James Fenimore Cooper verschlungen. Er las alles, was es im Athenaeum über Indianer gab, und danach wandte er sich den Schriften Oliver Wendell Holmes' zu. Sie gefielen ihm, vor allem das Porträt des zähen alten Überlebenskünstlers aus »The Last Leaf«. Aber Harry Loomis hatte recht, Holmes war besser als Arzt denn als Dichter, er war sogar ein vorzüglicher Arzt.

Harry und Rob J. gewöhnten es sich an, den langen Tag mit einem Glas Ale in der *Essex Tavern* zu beenden, und Dr. Holmes gesellte sich oft zu ihnen. Es war offensichtlich, daß Harry der Lieblingsstudent des Professors war, und Rob fiel es schwer,



ihn nicht zu beneiden. Die Familie Loomis hatte hervorragende Verbindungen, und eines Tages würden Harry genau jene Stellen in den Krankenhäusern offenstehen, die ihm eine befriedigende Karriere als Arzt in Boston ermöglichten. Als sie eines Abends wieder beim Bier zusammensaßen, bemerkte Holmes, er sei bei Recherchen in der Bibliothek auf die Begriffe »Colescher Kropf« und »Colesche bösartige Cholera« gestoßen. Dadurch neugierig geworden, habe er die Literatur durchforstet und zahlreiche Hinweise auf die Beiträge der Familie Cole zur Medizin entdeckt, darunter die »Colesche Gicht« und das »Colesche und Pahnersche Syndrom«, eine Krankheit, bei der Ödeme mit heftigen Schweißausbrüchen und gurgelnder Atmung einhergingen. »Außerdem«, sagte er, »habe ich herausgefunden, daß über ein Dutzend Coles in Edinburgh und Glasgow Professoren der Medizin waren. Waren die alle Verwandte von Ihnen?«

Rob J. grinste verlegen, aber geschmeichelt. »Ja. Lauter Verwandte. Aber die meisten Coles waren seit Jahrhunderten einfache Landärzte in den Hügeln des schottischen Tieflands wie mein Vater.« Die Gabe der Coles erwähnte er nicht. Sie war kein Thema, das er mit anderen Ärzten diskutierte, denn die würden ihn entweder für verrückt oder für einen Lügner erklären.

»Lebt Ihr Vater noch?«

»Nein, nein. Er wurde von einem durchgehenden Pferd getötet, als ich zwölf war.«

»Ach.« Das war der Augenblick, in dem Holmes beschloß, trotz des relativ geringen Altersunterschieds die Rolle von Robs Vater zu übernehmen und ihm durch eine vorteilhafte Heirat Eintritt in den erlauchten Kreis der Bostoner Familien zu verschaffen. Bald darauf erhielt Rob J. zwei Einladungen in Holmes' Haus in der Montgomery Street, wo er einen Lebensstil kennenlernte, der einst in Edinburgh auch für ihn angemessen gewesen wäre. Beim erstenmal stellte Amelia, die lebhafteste, kuppelerische Frau des Professors, ihm Paula Storrow vor, die aus einer alten und reichen Familie stammte, aber eine plumpe und

schrecklich dumme Frau war. Beim zweiten Dinner hatte er Lydia Parkman zur Tischnachbarin. Sie war zwar zu dünn und besaß nicht einmal die Andeutung eines Busens, aber unter glatten, walnußbraunen Haaren verrieten ihr Gesicht und ihre Augen einen trockenen, schelmischen Humor, und die beiden verbrachten den Abend, indem sie sich witzig-herausfordernd, aber nicht ohne Tiefgang unterhielten. Sie wußte einiges über Indianer, doch sie sprachen vorwiegend über Musik, denn Lydia spielte Cembalo.

Später an diesem Abend saß er in seiner Dachkammer über der Spring Lane auf dem Bett und malte sich aus, wie sein Leben in Boston aussehen könnte – als Kollege und Freund von Harry Loomis und Oliver Wendell Holmes und als Ehemann einer Gastgeberin, die einen von Geist und Witz geprägten Salon führte.

Bald darauf hörte er das leise Klopfen, das er inzwischen gut kannte. Meg Holland schlüpfte in sein Zimmer. Die ist nicht zu dünn, dachte er, während er ihr zulächelte und sein Hemd aufknöpfte. Doch diesmal blieb Meggy auf der Bettkante sitzen und rührte sich nicht.

Als sie endlich den Mund aufmachte, brachte sie nur ein leise geflüstertes Wort hervor, und ihr Tonfall traf ihn beinahe noch mehr als das Wort. Ihre Stimme klang spröde und leblos, wie trockenes Laub, das der Wind über den harten, kalten Boden weht.

»Erwischt«, murmelte sie.

## Träume

»Ein Volltreffer«, sagte sie zu ihm.

Er wußte nicht, was er erwidern sollte. Sie war nicht mehr unberührt gewesen, als sie zu ihm gekommen war, versuchte er sich einzureden. Woher sollte er wissen, ob es wirklich sein Kind war. Ich habe doch immer das Kondom benützt, protestierte er

schweigend. Aber er mußte zugeben, daß er es bei den ersten Malen nicht getragen hatte und in der Nacht, in der sie das Lachgas ausprobierten, ebenfalls nicht.

Während seiner Ausbildung war ihm eingeschärft worden, nie jemanden zu einer Abtreibung zu ermutigen, und er hätte es ihr ohnedies nicht vorgeschlagen, da er wußte, wie bestimmend die Religion für sie war.

Schließlich versprach er, zu ihr zu stehen. Er war doch nicht Stanley Finch!

Sonderlich aufzurichten schien sie seine Erklärung nicht. Er zwang sich, sie in die Arme zu nehmen und an sich zu drücken. Er wollte zärtlich sein und sie trösten. Ausgerechnet in diesem Augenblick wurde ihm klar, daß ihr Katzengesicht in wenigen Jahren eher dem einer Kuh gleichen würde. Das war nicht das Gesicht seiner Träume.

»Du bist Protestant.« Es war keine Frage, denn sie kannte die Antwort schon.

»So wurde ich erzogen.«

Sie war eine tapfere Frau. Die Tränen stiegen ihr erst in die Augen, als er ihr sagte, daß er unsicher sei über die Existenz Gottes.

»Sie Charmeur, Sie Halunke! Lydia Parkman war von Ihrer Gesellschaft sehr angetan«, berichtete ihm Holmes am nächsten Abend im Institut und strahlte, als Rob J. erwiderte, daß er sie für eine außergewöhnlich liebenswürdige Frau halte. Holmes erwähnte beiläufig, daß Stephen Parkman, ihr Vater, Richter am Superior Court sei und Berater des Harvard College. Die Familie hatte mit dem Handel von Stockfisch begonnen, sich dann auf Weizen verlegt und kontrollierte inzwischen den ausgedehnten und lukrativen Handel mit in Fässern konservierten Lebensmitteln.

»Werden Sie sie wiedersehen?« fragte Holmes.

»Bald, da können Sie sicher sein«, sagte Rob J. mit schlechtem Gewissen und erlaubte sich nicht, daran zu denken.

Holmes' Theorien über die medizinische Hygiene hatten für

Rob J. die ärztliche Praxis revolutioniert. Holmes erzählte ihm zwei Geschichten, die seine Thesen untermauerten. Die eine betraf die Skrofulose, eine tuberkulöse Krankheit der Lymphdrüsen und der Gelenke. Im Mittelalter herrschte in Europa der Glaube, die Berührung durch eine königliche Hand könne die Skrofulose heilen. Die andere Geschichte betraf einen uralten Aberglauben, nach dem zur Heilung eines Soldaten dessen Wunden gesäubert und verbunden werden mußten, worauf die Waffe, die diese Wunde zugefügt hatte, mit einer Salbe – bestehend aus solchen Entsetzlichkeiten wie fauligem Fleisch, Menschenblut oder Moos vom Schädel eines Hingerichteten – einzuschmieren war. Beide Methoden seien weit verbreitet und sehr erfolgreich gewesen, berichtete Holmes, da beide unbeabsichtigt für die Sauberkeit des Patienten sorgten. Im ersten Fall wurden die skrofulösen Patienten vollständig und gründlich gewaschen, damit die königlichen »Heiler«, die ihnen die Hand auflegen sollten, sich nicht vor ihnen ekelten. Im zweiten Fall wurde zwar die Waffe mit Unrat beschmiert, die Wunden des Soldaten aber, die nur gesäubert und ansonsten in Ruhe gelassen wurden, konnten ohne Infektion verheilen. Das Magische, die geheime Ingredienz, war also die Hygiene.

Im achten Distrikt war es schwierig, klinische Sauberkeit aufrechtzuerhalten. Rob J. hatte zwar Tücher und Kernseife in seiner Tasche, wusch sich oftmals am Tag die Hände und reinigte seine Instrumente, aber die Armut und ihre Folgen machten den Distrikt zu einem Ort, an dem die Gefahr, krank zu werden und zu sterben, groß war.

Er versuchte, sich mit der alltäglichen ärztlichen Arbeit zu betäuben, doch wenn ihm dann wieder seine persönliche Notlage in den Sinn kam, fragte er sich, ob er nicht geradewegs auf seine Selbstzerstörung hinarbeite. In Schottland hatte er durch seine Einmischung in die Politik Verbindungen und Karriere geopfert, und hier in Amerika besiegelte er seinen Ruin mit dieser katastrophalen Schwangerschaft. Margaret Holland ging die Situation von der praktischen Seite an. Sie fragte ihn nach seinen Einkünften und war alles andere als bestürzt, als er ihr sein Jah-

resgehalt nannte – die dreihundertfünfzig Dollar schienen ihr mehr als ausreichend zu sein. Dann wollte sie etwas über seine Familie wissen.

»Mein Vater ist tot. Meiner Mutter ging es sehr schlecht, als ich Schottland verließ, und ich bin mir sicher, daß sie inzwischen... Ich habe einen Bruder. Er bewirtschaftet den Familienbesitz in Kilmarnock. Er züchtet Schafe. Ihm gehört das Anwesen.«

Sie nickte. »Ich habe einen Bruder, der in Belfast lebt. Er ist Mitglied im Young Ireland und immer in Schwierigkeiten.« Ihre Mutter war tot, in Irland lebten noch der Vater und drei weitere Brüder, ein fünfter Bruder wohnte in Boston im Viertel am Fort Hill. Sie fragte schüchtern, ob sie ihrem Bruder nicht von Rob erzählen und ihn bitten solle, sich nach einem Zimmer für sie beide umzusehen, vielleicht in der Nähe seiner Wohnung. »Nicht jetzt schon. Dazu ist später noch genug Zeit«, sagte er und streichelte ihr aufmunternd die Wange.

Die Vorstellung, im achten Distrikt wohnen zu müssen, entsetzte ihn. Er wußte, wenn er ein Arzt für die armen Einwanderer bleiben würde, konnte er nur in einem solchen Pferch das Überleben für sich, eine Frau und ein Kind sichern. Am nächsten Morgen betrachtete er den Distrikt mit Angst und Wut, und eine Verzweiflung wuchs in ihm, die der Hoffnungslosigkeit, die ihm überall in den armseligen Straßen und Gassen begegnete, in nichts nachstand.

Er begann, nachts unruhig zu schlafen und schlecht zu träumen. Zwei Träume kehrten immer wieder. In besonders schlimmen Nächten hatte er beide. Danach lag er jedesmal wach und rief sich alle Einzelheiten genau ins Gedächtnis, bis er nicht mehr wußte, ob er wach war oder schlief:

*Früher Morgen. Graues Wetter, aber die Sonne bricht durch. Er steht unter einigen tausend Männern vor den Carron Iron Works, die großkalibrige Schiffskanonen für die englische Marine herstellen. Es fängt gut an. Ein Mann auf einer Kiste liest das*

*Pamphlet, das Rob J. anonym verfaßt hat, um die Männer zur Demonstration aufzurufen: »Freunde und Landsleute! Erwacht aus dem Zustand, in dem wir so viele Jahre gehalten wurden! Wir sehen uns nun angesichts unserer verzweifelten Lage und der Verachtung, mit der unsere Bittschriften gestraft wurden, gezwungen, unter Einsatz unseres Lebens für unsere Rechte zu kämpfen.« Der Mann spricht mit hoher und überschnappender Stimme, man merkt ihm an, daß er Angst hat. Am Ende wird er bejubelt. Drei Dudelsackpfeifer spielen, und die versammelte Menge singt beherzt, zuerst Kirchenlieder und dann Kühneres, zuletzt »Scots Wha' Hae Wi' Wallace Bled«. Die Behörden kennen Rob J.s Pamphlet und haben Vorkehrungen getroffen. Bewaffnete Polizei ist anwesend, Miliz, das 1. Bataillon der Rifle Brigade und die gut ausgebildeten Kavalleriesoldaten des 7. und des 10. Husarenregiments, alles Veteranen der Kriege auf dem Festland. Die Soldaten tragen prächtige Uniformen. Die hohen, polierten Stiefel der Husaren funkeln wie dunkle Spiegel. Die Soldaten sind jünger als die Polizisten, aber in ihren Gesichtern spiegelt sich die gleiche verhärtete Verachtung. Die Unruhen beginnen, als Rob J.s Freund Andrew Gerould aus Lanark eine Rede hält und über die Zerstörung der Farmen spricht sowie über den zum Leben nicht ausreichenden Hungerlohn der Männer für eine Arbeit, die England immer reicher macht und Schottland immer ärmer. Während Andrew sich in Rage redet, fangen die Männer an, ihrem Zorn lautstark Luft zu machen und zu schreien: »Freiheit oder Tod!« Die Berittenen drängen die Demonstranten mit ihren Pferden von dem Zaun weg, der die Stahlhütte umgibt. Jemand wirft einen Stein. Er trifft einen Husaren, der aus dem Sattel stürzt. Sofort ziehen die anderen Berittenen rasselnd ihre Säbel, und in einem Hagel von Steinen stürzen weitere Soldaten zu Boden. Dunkles Blut befleckt das Blau, Rot und Gold der Uniformen. Die Miliz beginnt zu feuern. Die Kavalleristen hauen mit ihren Säbeln auf die Demonstranten ein. Die Männer schreien und weinen. Rob J. ist eingeklemmt. Er kann nicht fliehen. Er kann sich nur von der Masse, die die wütend heranstürmenden Soldaten vor sich hertreiben,*

*mitschleifen lassen, und er muß darauf achten, nicht zu stolpern, denn er weiß, wenn er stürzt, trampelt die entsetzt davonstürmende Menge ihn nieder.*

Der zweite Traum ist noch schlimmer.

*Wieder befindet er sich inmitten einer großen Versammlung. So viele Leute wie vor der Stablhütte, aber diesmal sind es Männer und Frauen, die um acht Galgen stehen. Sie ragen vor dem Stirling Castle in den Himmel, und die Menge wird von Miliz in Schach gehalten. Ein Priester, Dr. Edward Bruce aus Renfrew, sitzt auf einem Stuhl und liest schweigend. Ihm gegenüber hockt ein Mann in Schwarz. Rob J. erkennt ihn, kurz bevor er sein Gesicht hinter einer schwarzen Maske verbirgt. Er heißt Bruce Irgendwer und ist ein verarmerter Medizinstudent, der fünfzehn Pfund für den Henkersdienst erhält. Dr. Bruce stimmt den einhundertdreißigsten Psalm an: »Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir.« Jeder der Verurteilten erhält, wie es der Brauch ist, ein Glas Wein und wird dann zu dem Podest geführt, wo acht Särge bereitstehen. Sechs Gefangene ziehen es vor, nichts mehr zu sagen. Ein Mann namens Hardie läßt den Blick über das Meer von Gesichtern schweifen und sagt mit gedämpfter Stimme: »Ich sterbe als Märtyrer für die Gerechtigkeit.« Andrew Gerould dagegen spricht laut und deutlich. Er wirkt müde und älter als seine dreiundzwanzig Jahre. »Meine Freunde, ich hoffe, von euch ist keiner verletzt. Wenn dies vorbei ist, geht bitte still nach Hause und lest in eurer Bibel.« Dann werden ihnen die Augen verbunden. Zwei der Männer rufen noch etwas zum Abschied, während man ihnen die Schlingen um den Hals legt. Andrew sagt nichts mehr. Auf ein Signal hin geschieht es, und fünf sterben ohne Todeskampf. Drei zappeln noch eine Weile. Andrews Neues Testament fällt aus seinen tauben Fingern in die schweigende Menge. Nachdem man die Leichen abgeschnitten hat, trennt der Henker die Köpfe mit einer Axt ab, hält jedes der schauerlichen Objekte an den Haaren hoch und ruft, wie das Gesetz es befiehlt: »Das ist der Kopf eines Verräters!«*

Manchmal, wenn Rob J. aus einem solchen Traum aufwachte, lag er in seinem schmalen Bett unter den Dachsparren und tastete sich ab, zitternd vor Erleichterung, daß er noch am Leben war. Dann starrte er in die Dunkelheit und fragte sich, wie viele Menschen wohl nicht mehr unter den Lebenden waren, weil er dieses Pamphlet geschrieben hatte. Wie viele Schicksale hatten sich geändert, wie viele Leben waren ausgelöscht worden, weil er so viele Menschen mit seiner Überzeugung beeinflusst hatte. Die landläufige Moral besagte, Überzeugungen seien es wert, daß für sie gekämpft oder gestorben werde. Wenn man aber alles gründlich überlegte, war dann nicht das Leben der einzige kostbare Besitz, den ein menschliches Wesen hatte? Und war er als Arzt denn nicht verpflichtet, vor allen Dingen das Leben zu schützen und zu erhalten? Er schwor sich und Äskulap, dem Vater der Heilkunst, nie mehr wegen eines unterschiedlichen Glaubens den Tod eines Menschen zu verursachen, ja nie mehr aus Zorn einen Menschen auch nur zu schlagen, und wohl zum tausendstenmal fragte er sich, wie schwer es diesem Bruce Irgendwer gefallen sein mußte, diese fünfzehn Pfund zu verdienen.

## Die Farbe des Gemäldes

»Es ist nicht Ihr Geld, das Sie ausgeben!« sagte Mr. Wilson eines Morgens verdrossen, als er Rob J. seinen Stapel Patientenscheine gab. »Es ist das Geld, das angesehene Bürger der Dispensary gespendet haben. Und kein Arzt, der für uns arbeitet, darf dieses Geld nach eigenem Gutdünken verschwenden.«

»Ich habe Ihr Geld nicht verschwendet. Ich habe nie Patienten behandelt oder ihnen etwas verschrieben, die nicht wirklich krank waren und unsere Hilfe dringend nötig hatten. Ihr System ist nicht gut. Manchmal zwingt es mich dazu, jemanden mit einer Zerrung zu behandeln, während andere wegen mangelnder Fürsorge sterben.«

»Sie überschreiten Ihre Befugnisse, Sir.« Mr. Wilsons Blick und seine Stimme waren ruhig, aber seine Hand mit den Schei-



nen zitterte. »Nehmen Sie zur Kenntnis, daß Sie in Zukunft Ihre Besuche auf die Namen auf den Scheinen, die Sie jeden Morgen von mir erhalten, beschränken müssen.«

Rob J. hätte Mr. Wilson zu gerne gesagt, was er zur Kenntnis nehme und was Mr. Wilson mit seinen Patientenscheinen tun könne. Aber angesichts der Komplikationen in seinem Leben wagte er es nicht. So zwang er sich dazu, nur zu nicken und sich abzuwenden. Mit den Scheinen in der Tasche machte er sich auf in den Distrikt.

An diesem Abend änderte sich alles. Margaret kam in seine Kammer und setzte sich auf die Bettkante, ihr Stammplatz für Neuigkeiten.

»Ich blute.«

Er zwang sich, zuerst nur als Arzt zu denken. »Eine Hämorrhagie? Verlierst du große Mengen Blut?«

Sie schüttelte den Kopf. »Zuerst war es ein bißchen mehr als sonst. Dann wie bei meiner normalen Blutung. Und jetzt ist es fast schon vorüber.«

»Wann hat es angefangen?«

»Vor vier Tagen.«

»Vor vier Tagen?« Warum hatte sie vier Tage gewartet, bis sie es ihm sagte? Sie sah ihn nicht an. Sie saß stocksteif da, als würde sie sich gegen seine Wut wappnen, und ihm wurde klar, daß sie die vier Tage lang mit sich selbst gekämpft hatte. »Wolltest es mir wohl überhaupt nicht sagen, mh?«

Sie antwortete nicht, doch er verstand. Obwohl er in ihren Augen ziemlich eigenartig war, ein ständig händewaschender Protestant, hatte sie in ihm doch eine Chance gesehen, dem Gefängnis ihrer Armut zu entkommen. Nachdem er selbst dieses Gefängnis aus der Nähe gesehen hatte, kam es ihm fast wie ein Wunder vor, daß sie sich überhaupt zu dem Geständnis durchgerungen hatte, und wurde nicht zornig, weil sie es hinausgezögert hatte, sondern empfand Bewunderung und überwältigende Dankbarkeit. Er ging zu ihr, zog sie hoch und küßte ihre geröteten Augen. Dann legte er seine Arme um sie, drückte sie an sich und strich ihr über den Kopf, als tröste er ein verängstigtes Kind.

Am folgenden Morgen ging er wie benommen durch die Straßen, seine Knie zitterten vor Erleichterung. Männer und Frauen lächelten, wenn er sie grüßte. Es war eine neue Welt mit einer helleren Sonne und einer milderen Luft zum Atmen.

Seine Patienten behandelte er mit der üblichen Aufmerksamkeit, aber zwischendurch rasten die Gedanken in seinem Kopf. Schließlich setzte er sich auf eine Holzterrasse an der Broad Street und dachte über die Vergangenheit, die Gegenwart und seine Zukunft nach.

Zum zweitenmal war er einem schlimmen Schicksal entronnen. Er empfand dies als eine Warnung, daß er mit seinem Leben achtsamer und respektvoller umgehen müsse.

Rob J. betrachtete sein Leben als ein großes, im Entstehen begriffenes Gemälde. Was immer auch passieren mochte, das fertige Bild würde bestimmt von der Medizin handeln, aber er spürte, wenn er in Boston blieb, würden Grautöne in diesem Gemälde vorherrschen.

Amelia Holmes konnte für ihn eine »brillante Partie«, wie sie es nannte, arrangieren, aber nachdem er einer lieblosen Ehe in Armut entronnen war, hatte er keine Lust, auf eine lieblose Ehe in Reichtum zuzusteuern oder sich auf dem Heiratsmarkt der Bostoner Gesellschaft feilbieten zu lassen, als Arztfleisch sozusagen, das Pfund zu soundso viel.

Er wollte das Gemälde seines Lebens mit den kräftigsten Farben malen, die er finden konnte.

An diesem Nachmittag ging er nach der Arbeit ins Athenaeum, um noch einmal die Bücher zu lesen, die ihn so gefesselt hatten. Doch lange bevor er damit fertig war, wußte er, wohin er gehen und was er tun wollte.

Als Rob dann abends in seinem Bett lag, kam das vertraute leise Signal an seiner Tür. Er starrte bewegungslos in die Dunkelheit. Noch einmal hörte er das Kratzen und schließlich ein drittes Mal. Aus verschiedenen Gründen wäre er gern zur Tür gegangen, um sie zu öffnen. Aber er blieb wie erstarrt liegen und durchlitt einen Augenblick des Schreckens, der so schlimm war

wie jede Sekunde seiner Alpträume, und nach einer Weile ging Margaret Holland weg.

Er brauchte über einen Monat, um seine Vorbereitungen zu treffen und den Dienst bei der Dispensary zu quittieren. Anstelle einer Abschiedsfeier seziierte er zusammen mit Holmes und Harry Loomis an einem schneidend kalten Dezemberabend die Leiche einer Negersklavin namens Della. Die Frau hatte ihr Leben lang schwer gearbeitet, und ihr Körper war erstaunlich muskulös. Harry hatte echtes Interesse an der Anatomie und Geschick für das Sezieren bewiesen und sollte Rob J.s Stelle als Assistent an der Medical School einnehmen. Holmes gab, während sie schnitten, seine Erklärungen ab und wies sie darauf hin, daß das fransige Ende des Eileiters aussehe wie »der Saum des Schals einer armen Frau«. Jedes Organ und jeder Muskel erinnerten einen der drei an eine Geschichte, ein Gedicht, ein anatomisches Wortspiel oder eine Zote. Es war eine ernsthafte wissenschaftliche Arbeit, die sie mit höchster Akribie durchführten, doch sie brüllten dabei vor Lachen und Ausgelassenheit. Danach gingen sie in die *Essex Tavern* und tranken bis zur Sperrstunde Glühwein. Rob J. versprach Holmes und Harry, sich bei ihnen zu melden, sobald er sein endgültiges Ziel erreicht habe, und sich, wenn nötig, mit Problemen an sie zu wenden. Sie trennten sich so kameradschaftlich, daß Rob J. seine Entscheidung beinahe bedauerte.

Am nächsten Morgen ging er in die Washington Street, kaufte geröstete Maronen und brachte sie, eingewickelt in eine Seite der »Boston Transcript«, in das Haus an der Spring Lane. Er schlich sich in Margaret Hollands Zimmer und legte die Tüte unter ihr Kopfkissen.

Kurz nach Mittag bestieg er einen Eisenbahnwaggon, den gleich darauf eine Dampflokomotive aus dem Bahnhof zog. Der Schaffner, der seine Fahrkarte kontrollierte, musterte sein Gepäck mißtrauisch, denn Rob J. hatte sich geweigert, seine Gambe und seinen Lederkoffer im Gepäckwagen abzugeben. Neben seinen medizinischen Instrumenten und seinen Kleidern

enthielt der Koffer *Old Horny* und ein halbes Dutzend Kernseifenriegel, wie Holmes sie benutzte. Obwohl er kaum Geld besaß, verließ er Boston viel reicher, als er es betreten hatte.

Es waren noch vier Tage bis Weihnachten. Der Zug eilte an Häusern vorbei, deren Türen mit Girlanden geschmückt waren und durch deren Fenster man flüchtige Blicke auf Christbäume erhaschen konnte. Bald hatten sie die Stadt hinter sich gelassen. Trotz leichten Schneetreibens erreichten sie in weniger als drei Stunden Worcester, den Endbahnhof der Boston Railroad. Die Fahrgäste mußten in einen Zug der Western Railroad umsteigen, und dort saß Rob J. neben einem stattlichen Mann, der ihm sofort seinen Flachmann anbot.

»Nein danke, sehr freundlich«, sagte Rob J., ließ sich aber auf eine Unterhaltung mit dem Mann ein, um die Ablehnung nicht zu barsch wirken zu lassen. Der Mann war Vertreter für Nägel: Hakennägel und solche mit Senk- und Stauchköpfen, Krampen, Stifte aus gehärtetem Stahl oder aus Draht, in den unterschiedlichsten Größen von der feinsten Stahlnadel bis zum riesigen Bootsnagel. Er zeigte Rob J. seine Muster, und der genoß diesen Zeitvertreib.

»Ich fahre nach Westen! Nach Westen!« rief der Vertreter.  
»Sie auch?«

Rob J. nickte. »Wie weit fahren Sie?«

»Bis zur Staatsgrenze. Nach Pittsfield. Und Sie, Sir?«

Die Antwort bereitete Rob J. eine außerordentliche Befriedigung, ein solches Vergnügen, daß er übers ganze Gesicht lachte und sich beherrschen mußte, daß er sie nicht laut ausschrie, denn die Worte hatten ihre eigene Melodie und warfen ein verklärend-romantisches Licht in jeden Winkel des schaukelnden Waggons.

»Ins Indianerland«, sagte er.

## Musik

Massachusetts und den Staat New York durchquerte er auf mehreren kurzen Eisenbahnstrecken, die durch Postkutschenlinien miteinander verbunden waren. Der Winter machte das Reisen beschwerlich. Manchmal mußten die Postkutschen warten, bis nicht weniger als zwölf Ochsen die Schneeverwehungen mit Pflügen weggeräumt oder die weiße Pracht mit großen hölzernen Rollen platt gewalzt hatten. Gasthöfe und Wirtshäuser waren teuer. Er befand sich gerade in den Wäldern des Allegheny Reservoirs, als ihm das Geld ausging, und war froh, in Jacob Starrs Holzfällerlager Arbeit als Arzt zu finden. Wenn ein Unfall passierte, war das meistens nichts Harmloses, doch zwischendurch hatte er kaum etwas zu tun. Er suchte sich deshalb eine Beschäftigung und half den Männern beim Fällen der bis zweihundertfünfzig Jahre alten Mastbaumkiefern und Hemlocktannen.

Normalerweise übernahm er ein Ende der Elendsschaukel, wie die Zweimannsäge genannt wurde. Sein Körper gewann an Kraft und Zähigkeit. Die meisten dieser Lager hatten keinen Arzt, und die Holzfäller wußten, wie wertvoll er für sie war. Sie gaben deshalb gut auf ihn acht, wenn er ihnen bei der gefährlichen Arbeit half. Sie brachten ihm bei, seine blutenden Handflächen in Salzwasser zu tauchen, damit sich schneller eine Hornhaut bildete. An den Abenden jonglierte er in der Schlafbaracke, um seine Finger gelenkig zu halten für Operationen, und für die Männer spielte er Gambe, wobei er sie abwechselnd zu ihren heiseren Liedern begleitete und Stücke von Johann Sebastian Bach und Marin Marais spielte, denen sie verzückt lauschten.

Den ganzen Winter über lagerten sie die riesigen Stämme am Ufer eines kleinen Flusses. Auf der Stumpfseite der einschneidigen Äxte des Lagers befand sich ein großer, erhabener fünfzackiger Stern. War ein Baum gefällt und zugerichtet, drehten die Männer die Axt um und trieben den stählernen Stern in die

frische Schnittfläche, zum Zeichen, daß der Baum Jacob Starr gehörte. Als im Frühling das Schmelzwasser kam, stieg der Fluß um drei Meter und trug die Stämme bis zum Clarion. Die Holzfäller bauten riesige Flöße und errichteten auf ihnen Schlaf- und Kochbaracken sowie Vorratsschuppen. Rob fuhr mit diesen Flößen den Fluß hinunter wie ein Prinz; es war eine langsame, verträumte Reise, die nur unterbrochen wurde, wenn die Stämme sich verkeilten und von den geschickt arbeitenden Männern wieder gelöst werden mußten. Er sah die verschiedensten Vögel und eine Vielzahl anderer Tiere, während er den gewundenen Clarion bis zu dessen Mündung in den Allegheny und dann den Allegheny bis ganz hinunter nach Pittsburgh entlangtrieb.

In Pittsburgh verabschiedete er sich von Starr und dessen Holzfällern. In einem Saloon ließ er sich als Arzt für einen Schienentrupp der Washington & Ohio anheuern, einer Eisenbahnlinie, die den beiden vielbefahrenen Kanälen des Staates Konkurrenz machen wollte. Zusammen mit den Arbeitern brachte man ihn nach Ohio, an den Rand einer weiten, von einem glänzenden Schienenstrang unterteilten Ebene. In einem der vier Waggonen, in denen die Vorarbeiter wohnten, wurde ihm ein Quartier zugewiesen. Der Frühling in der Ebene war wunderschön, doch die Welt der W & O Railroad war häßlich. Die Schienenleger, Planierer und Fuhrmänner waren fast durchweg irische und deutsche Einwanderer, deren Leben als billige Ware betrachtet wurde. Robs Aufgabe war es, dafür zu sorgen, daß auch noch das letzte Quentchen ihrer Kraft der Firma zur Verfügung stand. Er war froh über das Geld, doch seine Arbeit war von Anfang an zum Scheitern verurteilt, denn der Oberaufseher, ein dunkelgesichtiger Mann namens Gotting, war ein widerliches Scheusal, das kein Geld für Lebensmittel ausgeben wollte. Die Firma beschäftigte zwar Jäger, die jede Menge Wildbret schossen, und es gab eine Zichorienbrühe, die man Kaffee nannte, doch es mangelte an Gemüse – außer an dem Tisch, an dem Rob, Gotting und die Vorarbeiter saßen. Weder Kohl noch Karotten, noch Kartoffeln versorgten die Arbeiter mit Ascorbinsäure, und nur höchst selten gab es als Leckerbissen einen

